AGB
N. 86.
3.

BAMBERG

N. 86/3.

Drittes Buch.

Geistige Natur.

K. B. GYMNAS. BIBLIOTHEK BAMBERG

N. 86
3

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

III.

§. 451.

Wir betreten jetzt ein Gebiet, das man bisher der Physik unzugänglich glaubte, das Geistige; wir gestehen zum voraus, daß wir, von aller empirischen Kenntniß und äussern Anschauung verlassen, hier nicht mehr an Stoffen und ihren realen Verhältnissen unsere Sätze bewähren können. Schon, als wir zuerst in das Gebiet der Sensibilität unsere Untersuchungen erstreckten, vermochten wir nicht mehr, jedes, was wir einzeln behaupteten, durch anerkannte Stoffe und Phänomene zu bestätigen; und es ist vorauszusehen, daß wir bey der Theorie, die sich uns jetzt entwickeln soll, kaum mehr in höchster Allgemeinheit auch nur das Organ werden nachweisen können, an welchem alles, was wir hier demonstriren, als materielles Phänomen nothwendig erscheinen muß. Wenn indeß auch das Organ der jetzt abzuleitenden Phänomene selbst seiner Existenz nach ganz unbekannt wäre, (was es jedoch nicht

ist) so liegen doch die Phänomene selbst als historisch anerkannt vor uns, und die Vollständigkeit, die wir etwa unserer Ableitung zu geben vermögen, kann einigermaßen die materiellen Thatsachen, als äussere Probe einer Theorie, zu ersetzen dienen. Der klaren Einsicht gewiß, daß das Höchste der Natur nicht ausser der Natur seyn könne, führen wir jetzt den sensibeln Organismus höher, entschlossen unser Fortschreiten nicht eher zu enden, als bis mit der Schliessung des Kreises der Dinge, der sich uns in der ersten Reflexion des Absoluten, der tiefsten Cohäsion, magnetisch aufthat, der Gipfel organischen Lebens gefunden ist.

§. 452.

Begreiflich zufolge des Kanons, daß alles unter Gegensätzen besteht, und zusagend auch der empirischen Ansicht der Dinge, hat unsere bisherige Untersuchung einen Organismus gefunden, der eine für ihn unorganische Welt ausser sich hat. Daß diese Welt selbst nur als Totalität möglicher Gegensätze, das heißt, als Organismus bestehen könne, und als solcher auch den zuletzt abgeleiteten sensibeln Organismus trage und hebe, ist zwar in unserer Untersuchung anfangs schon vorgekommen, aber diese Einsicht war nur uns als Anticipation möglich, und der sensible Organismus, soweit wir ihn abgeleitet haben, kann zu dieser Distinktion gar nicht gelangen. Es ist in ihm gar noch nicht einmal die Unterscheidung einer innern und äussern Welt, obgleich wir, die wir ihn selbst im Geiste erst individualisirten, dies ohne jene Distinktion zu thun

nicht vermochten; es ist in dem abgeleiteten Organismus zwar wohl ein Gefühl, aber ein unbewußtes (denn das Bewußtseyn liegt diesem Stadium unserer Untersuchung noch ferne), und dies Gefühl empfindet ganz und gar nichts, als seine eignen Bestimmungen; wie wir dazu kommen, eigne Bestimmungen unseres Gefühls Objekte zu nennen, und sie ausser uns zu versetzen, kann erst auf einer höhern Stufe des Organismus vollständig gezeigt werden; indeß war die gegenseitige Unterstützung der Sinne dazu doch der erste Schritt.

§. 453.

Wir insistiren auch darauf, daß so wie nichts als objektiv empfunden wird, so auch die Empfindungen nicht in objektiver Verkettung, sondern in lediglich subjektiver Anreihung vorkommen, nämlich unter der Form räumlicher Synthesis und zeitlicher Folge. Sogar diese beiden sich wechselseitig bestimmenden Formen entstehen nur subjektiv mit den Empfindungen, wie wir einsehen werden, sobald wir den Organismus erst eine Stufe höher gehoben haben.

§. 454.

Das Sensorium, in welches wir jetzt die Folge und das Zugleichseyn der Sensationen verlegt haben, verhält sich, als eins gedacht mit den Nerven, zum vegetabilischen Organismus wie Innres zu Aeusserem, Subjektives zu Objektivem, Höheres zu Niederem. Setzen wir nun ein Organ, das sich für das Sensorium auf gleiche Weise ver-

halte, wie dieses zum Vegetationsorganismus, so haben wir wieder eine höhere Stufe gefunden, und wenn das Sensorium zu einem niedern Organismus sich als Antithese zur These, als Entgegengesetztes zum Gesetzten verhält, so werden wir in der eben angedeuteten höheren Stufe die Synthesis beider finden. Die vollständige Erschöpfung der Verhältnisse dieses synthetischen Organs zur These und Antithese wird uns eine Theorie desselben gewähren.

§. 455.

Das Sensorium hat zum Organismus der animalischen Vegetation ein doppeltes Verhältniß, indem nämlich alle Affektion in dem letztern Organismus ursprünglich entsteht, und das Sensorium, dem die Affektion durch die Nerven mitgetheilt wird, in dieser Hinsicht blose Receptivität vegetativer *) Affektionen ist. Wir haben aber postulirt, daß auch in dem Sensorium selbst von der Vegetation unabhängig Sensation entstehen, den Nerven ergreifen, und von ihm auf den Muskel sich fortsetzen könne, wo sie dann in Bewegung erlischt; in so weit also wäre der Organismus des Sensoriums selbst Quelle thierischer Thätigkeit, und die Vegetation blos ihr Medium, und also ebenfalls Receptivität. Beide Organismen also sind wechselsweise thätig und receptiv, und bestimmen mit einander ein vollständig geschlossenes organisches Wechselverhältniß. Sollte noch irgend etwas anderes in dieses

*) Ich darf wohl nur für wenige Leser erinnern, daß ich hier immer das Gefäß= und Muskelsystem verstehe, wenn ich von Vegetation rede.

Wechselverhältniß eingreifen können, so wäre es nur da, wo in dem Sensorium selbst sich Sensation erhebt, also wo dieses gegen die Vegetation thätig erscheint. Es ist allerdings nicht erklärt, sondern blos postulirt worden, daß das Sensorium auch für sich Quelle von Thätigkeit seyn könne, da es doch ursprünglich nur als Receptivität demonstrirt werden konnte.

§. 456.

Das höhere Organ, das über dem Sensorium ist, muß zu der Vegetation blos vermittelst des Sensoriums ein Verhältniß haben, wie das Sensorium nur vermittelst der Nerven; es kann daher auch, sey es thätig oder sey es receptiv, nur von dem Sensorium afficirt werden, und nur dieses afficiren; was jenseits der Sphäre des Sensoriums liegt, ist für jenes höhere Organ völlig äusserlich, unabhängig, selbstständig und nothwendig. Das unmittelbare Gebiet jenes höhern Organs ist also die Sensibilität, und unabhängig durch sich selbst bestimmt müssen ihm die Affektionen erscheinen, welche dem Sensorium vermittelst des vegetativen Organismus zukommen.

§. 457.

Die Welt der Affektionen des vegetativen Organismus ist, wie wir oben dargethan haben, durch den Umfang der Receptivität der sinnlichen Organe begränzt; in dieselben Gränzen ist also eingeschlossen, was dem noch ungenannten höhern Organe als äusserlich und in sich nothwendig und selbstständig erscheinen muß. Das Sensorium

nämlich, dem wir noch kein höheres Organ superstruirt hatten, empfand alle Affektionen in sich, weil es in seinen Nerven unmittelbar mit dem vegetativen Organismus in Berührung stand; das höhere Organ aber berührt nur das Sensorium, ihm ist der vegetative Organismus unzugänglich, daher völlig äusserlich und unabhängig, ihm erscheinen daher auch die Affektionen des vegetativen Systems, die ihm durch das Medium der Sensibilität zukommen, als von ihm (dem höheren Organe) unabhängig, äusserlich und objektiv nothwendig; für jenes höhere Organ erst steht eine äussere und objektive Welt da.

§. 458.

Wir vermeiden absichtlich noch immer die Benennung jenes höheren Organs, und fahren fort, es durch erschöpfende Bestimmung seiner Funktionen so kenntlich zu machen, daß der Leser selbst es nicht mehr zu verkennen im Stande seyn möge. Wenn wir eben das höhere Organ als receptiv für die Affektionen des äusseren Organismus vermittelst der Sensibilität gesetzt haben, so haben wir dadurch erst die eine Seite des Sensoriums, nämlich die passive, mit dem höhern Organ in Berührung gebracht; um das Verhältniß zu erschöpfen, müssen wir ebenfalls behaupten, daß jenes höhere Organ, so wie es vermittelst der Sensibilität afficirbar ist, auch vermittelst ihrer auf den vegetativen Organismus thätig seyn könne, und da das Sensorium nur der Sensationen fähig ist, so müssen wir zugeben, daß jenes unbekannte höhere Organ auf das Sensorium qualitativ modificirend einfliessen, also Sen-

sationen in demselben erregen könne, welches eben jene Sensationen sind, die im äussern Organismus als Bewegungen erlöschen. Jenes unbekannte höhere Organ also ist uns die letzte Quelle organischer Receptivität und Thätigkeit.

§. 459.

Der Umfang der Receptivität jenes Organs ist durch den der Sensibilität bestimmt, und es kann von nichts afficirt werden, was nicht die Sensibilität berührte, also im allgemeinen nur vom vegetativen Organismus. Die Sphäre seiner Thätigkeit aber ist in engere Gränzen eingeschlossen; sie ist nämlich durch die Fähigkeit des vegetativen Organismus für räumliche Bewegung, das heißt, durch seine Articulation bedingt, denn wir haben schon früher gefunden, daß in einigen Muskeln das Verhältniß der Nervenmasse zur Muskelmasse zu klein sey, um durch Nervenreitz in Bewegung gesetzt zu werden, wie dies bey dem Herzen der Fall ist, welches als unwillkührlicher Muskel durch Blutreitz in Bewegung gesetzt wird, wie die Lunge durch Luftreitz. Die Thätigkeit des höhern Organs auf das vegetative System ist also in die Gränzen der Artikulation und der Kraft willkührlicher Muskeln eingeschlossen, wie seine Receptivität durch den Umfang der Sinne bestimmt ist.

§. 460.

Wenn das ganze vegetative System für jenes höhere Organ, wie wir gesetzt haben, ein äusseres und unabhängiges ist, so muß auch dem höhern Organe die Sensation

von aussen kommen und unwillkührlich erscheinen, und die Bewegung, die von ihm durch Sensation ausgeht, muß ihm nach aussen zu gehen, und wenn sie geschehen ist, nicht mehr als sein eigen erscheinen. Es liegt demnach etwas Aeusseres für das Organ da, von welchem die Sensation herkommt, und in welchem die Bewegung erlischt; die Bewegung des Gliedes selbst erkennt das höhere Organ noch als seine eigene Wirkung, aber sie nimmt eine Richtung nach etwas, das nicht in dem Organismus gefunden wird, so wie die Sensationen von etwas zu kommen scheinen, das auch nicht im Organismus selbst ist. Das höhere Organ stellt sich gegenüber ein etwas, das die Sensationen bewirkt, und auf welches die Bewegung sich richtet.

§. 461.

Das höhere Organ ist hier in einer wunderbaren Täuschung befangen, die wir vor allem genüglich enträthseln müssen. Es sind nur Sensationen, die dem höhern Organe kund werden, und Sensationen sind zuletzt doch nur Veränderungen des vegetativen Organismus, wie kommt es nun, daß das höhere Organ etwas noch ausser dem vegetativen Organismus befindliches als Objekt der Sensationen setzt, in welchen doch nur der vegetative Organismus dem höhern Organ objektiv wird. — Wir haben gesetzt, daß der vegetative Organismus dem höhern Organe dadurch objektiv werde, daß dieses mit ihm nicht in unmittelbarer Berührung steht, und die Affektionen des Vegetationssystems nicht von dem Sensorium ausgehen;

in so ferne also die Vegetation dem höhern Organe äusserlich sey, als ihre Veränderungen nicht von diesem ausgehen. Da nun dem höhern Organe gegeben ist, durch Sensationen auf den vegetativen Organismus zu wirken, so muß ihm dieser in so weit wieder als abhängig, eigen und subjektiv erscheinen, und durch diese doppelte Seite des vegetativen Organismus, wo er als abhängig (in der Bewegung) und als unabhängig zugleich (in der Empfindung) erscheint, erzeugt sich in dem höhern Organe ein Wechselspiel von Aktivität und Receptivität, in welchen die Bewegung auf die Sensation bezogen und die Sensation Reitz zu neuer Bewegung wird, wodurch der Traum von äusserer Objektivität sich entwickelt, wie faktisch auf folgende Art nachzuweisen ist.

§. 462.

Das Gefühl würde blos *sich* beschränkt fühlen in jeder Sensation, und auch das höhere Organ würde diesen Sensationen ein bloses Daseyn im Gefühlssinne leihen, ohne auf *äussere* Objekte zu schliessen, wenn nicht ausser dem unmittelbaren Gefühlssinne noch mittelbare Sinne vorhanden wären, deren Sensationen mit denen des Gefühls in Beziehung zu bringen sind. Es werde z. B. ein harter Körper gefühlt, so ist an sich nicht zu bestimmen, ob dem Gefühle auch wirklich etwas äusseres entspreche: allein an diesem Körper erscheint durch Betastung eine Figur, welche das Auge ebenfalls afficirt, und so wird die Sensation eines Harten als etwas Aeusseres gefunden, weil das Auge eine Figur empfindet, die der betastenden

Hand ebenfalls kund wird. Da ferner die betastende Hand einer Bewegung bedarf, um das Auge zu berühren, so wird erkannt, daß die Hand von dem Auge entfernt seyn müsse, daß also die Figur, welche Gefühl und Gesicht zugleich afficirt, ausserhalb der Sinne selbst liegen müsse; und so wird durchgängig bey allen Sinnen die Objektivität als etwas äusseres nur dadurch gefunden, daß eine Sensation etwas mehreren Sinnen gemeinschaftliches hat. Was blos in Einen Sinn fällt, ist selbst noch für das Raisonnement von zweifelhafter Objektivität, wie z. B. das Licht wäre, wenn es nicht wärmte, und kein Sinn urtheilt so unsicher, als das Gesicht über Wahrheit und Täuschung, weil dieser Sinn ein hohes, den andern Sinnen fast ganz entzogenes, eignes Gebiet hat.

§. 463.

Dieser erste Grund, eine äussere Objektivität zu vermuthen, wird noch durch die Wechselbeziehung zwischen Sensation und Bewegung unterstützt, durch welche überhaupt auch die Vorstellung von Raum und Zeit aufgeregt wird. Nämlich: es sey durch das Auge eine Sensation von einer bestimmten Figur entstanden, so vermag die Hand durch Bewegung es dahin zu bringen, daß sie betastend endlich Sensation von derselben Figur dem Sensorium zusendet, gerade wie das Kind die Bilder seines Auges mit den Händen betastet. Es ist also hier eine von dem höhern Organ ganz unabhängige Sensation im Auge, auf welche eine von dem Sensorium abhängige Bewegung der Hand erfolgt, welche dann wieder einer von dem hö-

hern Organ unabhängigen, der Gesichtssensation entsprechenden Empfindung begegnet. Zwischen einem ersten unabhängigen, und einem zweyten eben so unwillkührlichen, liegt also hier die freye Bewegung der Hand in der Mitte, beginnend und endend in unabhängiger Nothwendigkeit, welche, da das Freye und Willkührliche von innen herauskommt, von aussen hereinzukommen geglaubt wird.

§. 464.

Die Vorstellung von Raum und Zeit faßt nur der Philosoph, auf dem Standpunkte des Organismus, den wir kurz vorhin fixirt haben, ist nur Succession und Ausdehnung möglich, deren beide dem höhern Organ aus jenem Wechselspiel von Sensation und Bewegung hervorgehn. Nämlich: eine Bewegung, die in ihrer Veränderung stets von derselben Sensation sich bestimmt fühlt, giebt die Vorstellung der Ausdehnung des betasteten Gegenstandes; und eine veränderte Sensation in dem ruhenden Sinne die Vorstellung einer Succession, indem zwischen jeder vorangehenden und nachfolgenden Sensation eine Wechselbestimmung durch Entgegensetzung statt findet. Die nachfolgende ist nur in so ferne eine andere Sensation, als sie der vorhergehenden entgegengesetzt *). Durch die

*) Der Leser vergesse hier nicht, daß wir auf realem Gebiete stehen, und die Subjektivität deduciren, die wir aber freylich nur im Gegensatze gegen Objektivität bestimmen können. Eine transscendental idealistische Deduction des Raums und der Zeit und der Empfindung enthalten bereits andere Schriften; wer hier eine solche suchen wollte, würde uns völlig misverstehen.

Ruhe des Organs bey einer von ihm gefühlten veränderten Affektion entsteht die Vorstellung von Succession; und durch eine unveränderte Affektion des durch Bewegung veränderten Organs wird die Vorstellung von Ausdehnung erzeugt. Ferner ist zwischen der Succession von Bewegungen oder Affektionen eine Wechselbestimmung durch Entgegensetzung, wodurch für das höhere Organ eine Wechselbeziehung möglich wird; dadurch entsteht für dieses die Vorstellung eines zusammengefaßten Mannigfaltigen, oder des Zugleichseyns im Raume; und dadurch, daß zwischen zwey Sensationen keine vollkommene Wechselbestimmung wahrgenommen wird, indem Zwischenglieder fehlen, welche die Wechselbestimmung vermittelten, entsteht die Vorstellung des Auseinanderseyns in der Zeit, das ist, Vergangenheit und Gegenwart. Die Vorstellung der Dauer entsteht durch unveränderte Sensation bey gleichförmig fortgesetzter Bewegung des Organs, und die gleichförmig dauernde Sensation auf das ruhende betastende Organ bestimmt einen Punkt, der für den Raum ist, was die Dauer für die Zeit, das einförmig sich selbst gleiche, in dem nichts zu unterscheiden ist.

§. 465.

Es wird dem Leser nun kaum mehr möglich seyn, in den jetzt abgeleiteten Funktionen des bisher ungenanten höhern Organs das Vorstellungsvermögen zu verkennen, zu dessen Deduktion wir auf unserm naturphilosophischen Gebiete gerade den entgegengesetzten Weg neh-

men mußten, als den der Transscendentalphilosph zu nehmen hat. Es wird nun klar seyn, daß das Vorstellungsvermögen nichts ist, als ein Organismus, der sich zu dem Organismus des Sensoriums verhält, wie dieser zum Organismus der animalischen Vegetation, und daß alles scheinbar wunderbare Prärogativ, was vorstellende Naturen vor vorstellungslosen voraus haben, blos aus dem eben angegebenen Verhältnisse jener Organismen entstehe. Im Sensorium wird blos die Modifikation der vegetativen Sinnesorgane empfunden, also objektiv, im Vorstellungsvermögen aber wird auch die Sensation noch objektiv.

§. 466.

Der Satz: das Vorstellungsvermögen verhält sich zu der Sensibilität, wie diese zur Vegetation, kann nun auch, da die Affektionen der Sinne als Wirkungen eines ausser der Vegetation liegenden Objekts bestimmt worden sind, dahin ausgedehnt werden, daß das Vorstellungsvermögen zu den Sensationen sich verhalte, wie das äussere (dem ganzen vegetativen Systeme inwohnende) Gefühl zu den Objekten, und in so ferne wäre das Vorstellungsvermögen ein inneres und höheres Gefühl, und (parallel mit dem äussern Gefühle) die Anlage eines ganzen noch unentwickelten höhern Sensibilitätssystems. Wir dürfen auf diese Ansicht des Vorstellungsvermögens die nicht zu täuschende Hofnung gründen, einen Organismus sich entwickeln zu sehen, der in seiner Stufenfolge dem

Organismus der äussern Sinne parallel geht, aber weil diese letztern ihm objektiv sind, die Sensationen in einer höhern Qualität reproduciren muß, als sie von den äussern Sinnen empfangen, und dem Sensorium zugeleitet werden. Wir bedienen uns von jetzt an für den höhern Organismus, der mit dem Vorstellungsvermögen anfängt, des Ausdrucks geistig, und es wird daher ganz keiner Zweydeutigkeit unterworfen seyn, wenn wir von geistigem Gefühle, geistiger Sensation u. s. w. im Gegensatze gegen äusseres Gefühl, äussere Sensation u. s. w. sprechen.

§. 467.

Im äussern Gefühle ist eine Duplicität zweyfacher Art, davon die eine dem Organismus überhaupt, die andere dem Gefühle als besonderem Sinne zugehört. Die letztere haben wir in der Sinnentheorie als Gegensatz des Harten und Weichen, Warmen und Kalten aufgezeigt; erstere aber kommt von dem geistigen Organismus, und besteht darinn, daß alle Sensation des äussern Gefühls bezogen wird entweder auf die eben angegebene qualitative und objektive Duplizität, durch welche die Empfindung eine bestimmte ist, oder blos auf den empfindenden Organismus, in wie ferne er selbst seiner Natur gemäß afficirt ist, oder nicht. Wird die Sensation auf jene qualitative Duplicität bezogen, so ist sie Objekt bestimmend, erkennend; wird sie blos auf den Zustand des Organismus bezogen, den sie modificirt, so heißt der afficirte Sinn Gefühl im strengsten Sinne, das was wir im zweyten Buche schon als Selbstgefühl anti-

anticipirten. Ob aber eine Sensation auf den Zustand des Subjekts (des Organismus) oder auf die Qualität des Objekts bezogen werde, ist an sich nicht willkührlich, sondern es findet die beiderseitige Beziehung jedesmal statt, wenn auch nicht auf sie reflektirt werden sollte, weil die eine oder die andere sehr indifferent ist. Eine für den Organismus positiv differente (seine lebendige Thätigkeit höher stimmende) Empfindung heißt in einem vorstellenden Wesen Vergnügen, eine negativ differente Schmerz, eine indifferente wird gleichgültig empfunden aus Gewohnheit oder Schwäche des Reitzes. Oben im zweiten Buche kam der Schmerz in der Sphäre des Gesundheitsbegriffes vor, hier kommt er in der Sphäre des Begriffs von Wohlseyn und erhält dadurch eine höhere Bedeutung.

§. 468.

Diese doppelte Beziehung einer Vorstellung auf das Objekt oder auf den durch die Vorstellung modificirten Zustand des Subjekts giebt dem Vorstellungsvermögen die doppelte Qualität eines erkennenden geistigen Sinnes und eines innern geistigen Gefühls, eine Duplicität, in deren Gränzen das ganze geistige Leben eben so eingeschlossen ist, wie das sensible Leben in dem äussern Gefühle versenkt ist. Als Gefühl kennt es Vergnügen und Schmerz, und hat seine Triebe; als Erkenntnißvermögen reproducirt es Qualitäten der Objekte; in beider Hinsicht aber ist es allgemein für alle subjektive Affektionen und objektive Qualität, das heißt, nichts wird empfunden, ohne von ihm gefühlt, nichts erkannt, ohne von ihm vorgestellt zu wer-

den. Eine Theorie des Vorstellungsvermögens (in naturphilosophischem oder, wenn man lieber will, psychologischem Sinne) hat ausser der eben gelieferten Deduktion desselben eine Entwicklung der möglichen subjektiven Bestimmungen des Gefühls und der möglichen Vorstellungsdifferenzen in objektiver Rücksicht zu geben; beides beginnen wir jetzt.

§. 469.

Das Vorstellungsvermögen ist zuförderst als Gefühl zu bestimmen, als solches ist es Receptivitat nicht nur für den ganzen vegetativen, sondern auch für den sensitiven Organismus und seine (des Vorstellungsvermögens) eigene Affektionen, in so ferne sie sich unter einander organisirend oder desorganisirend bestimmen. Als Receptivität für die Vegetation erhebt es sich zur Vorstellung, die Empfindungen des äussern Gefühls der Hemmung oder Beförderung des vegetativen Prozesses, die ihm als angenehme oder unangenehme körperliche Gefühle erscheinen. Eben so bezieht es die Sinnenempfindungen auf die Modifikation, die sie in dem Zustande ihres Organs hervorbringen, ob sie es zu stark oder zu schwach, oder in angemessenem Grade afficiren, und sondert dadurch die Sensationen ebenfalls in angenehme, gleichgültige und unangenehme. Endlich fühlt es sich selbst durch seine Vorstellungen angenehm oder unangenehm afficirt, indem diese sich entweder als angemessene oder unangemessene Reitze und Thätigkeiten zu ihm verhalten. — So wie nun hier die Gefühle alle unter der Form des Angenehmen oder Unangenehmen erscheinen, so nimmt auch hier der egoistische

Trieb der Selbsterhaltung die Form eines Triebes nach Besitz des Angenehmen, das heißt, nach Genuß an. Sinnengenuß ist auf dieser Stufe des Seyns der höhere Trieb, in welchem die Selbsterhaltung aufgenommen wird.

§. 470.

Die andere Seite des Vorstellungsvermögens, als einer objektiven (Objekt bestimmenden) Thätigkeit ist folgende. Es kann in dem Vorstellungsvermögen nichts seyn, was nicht durch die Vegetation und ihre Sensibilitätsorgane gegangen wäre; aber das Vorstellungsvermögen dominirt die Bewegung und dadurch das Zusammenwirken der Sinnesorgane, es hat also eine größere Sphäre als die einzelnen Sinne zusammengenommen, indem auch das, was aus ihrem Zusammenwirken resultirt, dem Vorstellungsvermögen objektiv wird. Und diese Erweiterung seines Gebiets ist keineswegs gering, denn das erste Resultat, was aus dem Zusammenwirken der höhern und niedern Sinne und der Bewegung hervorgeht, ist, wie wir oben sahen, die objektive Einheit der Sensationen, durch welche ein unabhängiges Etwas ausser dem Organismus gesetzt wird. Durch dieses Unabhängige wird nur das Vorstellungsvermögen, nicht der äussere Sinn (weil dieser nichts ausser sich anschaut) afficirt, und da die Vorstellungen von diesem Aeussern, so ferne sie im Vorstellungsvermögen unterschieden werden sollen, entgegengesetzt werden müssen, so erscheint dem Vorstellungsvermögen die Vielheit äusserer Objekte als zusammenhängend durch Entgegensetzung, als sich wechselsweise bestimmend.

Diese Wechselbestimmung, mit dem Begriffe der Succession verbunden, erscheint auf einer höhern Stufe als Caussalität, und mit dem Zugleichseyn des Raumes zusammen gedacht als Organismus; auf unserer gegenwärtigen Stufe des Organismus, welche die der Thiere ist, kommt aber keine dieser Combinationen vor. Die Caussalität kommt dem Thiere blos in dem Sinne vor, in welchen Hume sie herabwürdigte, als gewohnte Succession, welcher Gewohnheit zufolge B immer erwartet wird, so oft A sich zeigt. Daraus hat man sich zu erklären, was man im gemeinen Leben Fähigkeit und Verstand der Thiere nennt; sie haben nichts dem Verstande ähnliches, als jene gewohnte Vorstellungsassociationen, und alle Geschicklichkeit, die sich einem Thiere geben läßt, beruht einzig auf ihnen. Die Wechselwirkung, welche in Verbindung mit dem umschliessenden Raume zum Organismus wird, kommt gar nicht in die Seele der Thiere, ausser in so ferne durch wechselseitige Entgegensetzung allein Unterscheidung möglich ist, welche allerdings auch das Thier ausübt.

§. 471.

Daß die Thiere Vorstellungsvermögen haben, ist gar nicht zu bezweifeln, da sie willkührliche Bewegung und eine durch alle Stufen ausgebildete Sensibilität haben; auch kommen ihnen die bisher abgeleiteten Triebe der Selbsterhaltung und des Genusses zu, welche bey ihnen, da sie diesen Trieben als unabänderlicher Nothwendigkeit unterworfen sind, Instinkte heissen. In dem höhern Thiere, dem Menschen, ist etwas, das der Herrschaft

der Triebe Schranken zu setzen vermag, das Thier aber ist ihnen unbedingt unterworfen, und wenn ein Trieb in ihnen beschränkt wird, so ist es nur durch das Uebergewicht eines andern, z. B. wenn der Geschlechstrieb den Ernährungstrieb einschränkt. Eben die eiserne Nothwendigkeit, mit welcher die Instinkte in dem Thiere herrschen, giebt ihnen auch die Sicherheit und Gewißheit, mit der sie ihr Objekt treffen; denn die Instinkte sind ja nichts anders als todte Anziehungen durch Sensibilität vermittelt, und so wie ein Körper von + E gewiß nur gegen — E Anziehung äussern wird, eben so sicher erkennt auch der Instinkt sein Objekt. Sinne können sich täuschen, weil sie einzeln und partiell sind, (z. B. ein Hund kann durch gemaltes Fleisch etwa getäuscht werden); aber die Instinkte sind sicher, denn die Sinnentäuschung wird entdeckt, und das täuschende Objekt wird verlassen.

§. 472.

Was die berühmten Kunsttriebe der Thiere betrifft, so sind sie blos durch die gemeine und willkührliche Ansicht ihrer Produkte, als Werke zweckdenkender Thätigkeit, wunderbar geworden, und erscheinen an sich ganz begreiflich, wenn man von jener spielenden Ansicht abstrahirend sie blos als Instinkt betrachtet. Man wende den Blick ab von dem künstlich scheinenden Produkte des Bibers, so ist nichts mehr vorhanden, als eine Menge von Bewegungen des Thieres, durch welche nach und nach dieses Produkt entstand, und es ist gar nicht mehr unbegreiflich, daß eine regsame Kraft dieses Thiers sich in solcher Thätigkeit er-

schöpft haben könne. Daß das Produkt von uns unter einen Zweckbegriff gefaßt werden kann, beweist nicht, daß der Biber einen solchen gehabt habe, sondern blos, daß die Bewegungen des Thieres, wodurch das Werk zu Stande kam, unter sich in einem fest abgemessenen Verhältnisse der Wechselbestimmung standen. Aber durch Bewegungen, die unter sich in quantitativen Wechselverhältnissen stehen, entsteht in der todten Natur das, was wir Krystall nennen, und die scheinbare Kunstmäßigkeit thierischer Produkte beweist gerade den eisernsten Mechanismus ihrer Entstehung, beweist, daß auch hier die Natur noch durch unmittelbare Wechselverhältnisse wirkt, obgleich die Sensibilität selbst ihr Werkzeug seyn muß; — es beweist, sage ich, klar, daß die Kunstprodukte der Thiere nichts als Krystallisationen sind *).

§. 473.

Aber warum krystallisiren z. B. die Bienen gerade sechseckigt? — Diese Frage ist nicht schwerer zu beant-

*) Etwas der Regelmäßigkeit und blinden Nothwendigkeit thierischer Kunstprodukte analoges liegt selbst noch in der hohen Aeusserung menschlicher Willkühr, — dem Schreiben. Jede Handschrift hat ihren eigenthümlichen und festen Charakter, von welchem der Grund nicht in der Willkühr des Schreibenden, sondern in seiner Organisation liegt, so daß z. B. die Handschrift eines Pedanten steif und gezwungen, die eines Franzosen flüchtig und leicht ist, und die Handschrift überhaupt auch als bedeutender Ausdruck des Charakters betrachtet werden kann. In so ferne sie aber dies ist, ist sie ebenfalls das Werk einer blinden Noth-

worten, als die, warum z. B. der gemeine Salpeter in sechsseitigen Prismen anschiesse? — Die fortschreitende Naturforschung wird erkennen, daß jeder der Urstoffe sich in seine eigene Figur krystallisire, daß die Neutralsalze eine Form darbieten, die das Mittlere aus den Formen der beiden entgegengesetzten Bestandtheile ist, und man wird eine Construktion der Krystalle nach der Geometrie entgegengesetzter Bewegungen erfinden, welche die Figur jeder möglichen Combination von Stoffen voraussagen lehrt. Dann wird es auch evident werden, daß die Sechsseitigkeit der Bienenzelle ein ähnliches Verhältniß der Stoffe in den Organen der Biene zum Grunde habe, wie die Sechsseitigkeit des Salpeterkrystalls, daß also in der Biene jenes Stoffverhältniß eine Regelmäßigkeit der Bewegungen ihrer Glieder bestimme, wie es in der Salpeterlauge unmittelbare Anziehungen der chemischen Stoffe bestimmt. Es wird nie widerlegt werden können, daß die Kunstprodukte der Thiere blose durch Sensibilität vermittelte Krystallisationen sind, und es wird dies an den Kunstprodukten einzelner Thierklassen demonstrirt werden können, sobald die wissenschaftliche Construktion auch nur Eines Krystalls unter den Salzen gefunden ist. Ein geübter Chemiker könnte der Wissenschaft keinen größern Dienst leisten, als wenn er durch viele und höchst genaue Versuche die jetzt noch so ungewissen und schwankenden Krystallisationen der Salze fixirte. Die Geschichte der Wissenschaft würde seinen Namen nie zu nennen vergessen.

wendigkeit, und erhält von derselben ihre Form, wie die Zelle der Biene.

§. 474.

Die erste Veranlassung der Verkennung des Mechanismus in der Entstehung thierischer Kunstprodukte ist die schon erwähnte scheinbare Zweckmäßigkeit ihrer Theile, und eben dieser Schein, den alles organische Produkt vor sich her trägt, ist auch die Ursache so vieler Träume über das Wesen des Organismus. (z. B. Darwins thierischer Appetite in den Einsaugungs- und Absonderungsorganen) daß uns eine Digressiion zu gänzlicher Zerstörung dieses täuschenden Scheins gar wohl zu entschuldigen scheint. Diese Zweckmäßigkeit der Theile eines organischen Produkts ist nichts als die Nothwendigkeit, mit der jeder Theil von dem Ganzen abhängt, und eben darum ist ohne jene Zweckmäßigkeit ein Organismus ganz undenkbar. Organismus ist ein bestehender Kreis von Wechselwirkungen, wo also alles Eine Beziehung (einen Mittelpunkt) hat, gegen welchen es hindrängt, und von welchem es zurückgehalten wird. Besteht nun der Organismus blos in der allseitigen Wechselwirkung der Theile, so ist ganz begreiflich und völlig identisch, daß kein Theil eine andere Qualität, Funktion und Gestalt haben kann, als ihm die Einwirkung der übrigen gestattet; denn wäre er anders, so wäre ja seine Wechselwirkung mit den andern, sein lebendiges Eingreifen in sie aufgehoben, und der Theil müßte sich aus dem Organismus verlieren, wie dies auch mit den Excrementen buchstäblich der Fall ist. Was nur in der Wechselwirkung sein Bestehen hat, muß auch nur für sie geeignet erscheinen, und diese Eigenschaft erscheint uns, die wir den Organismus blos ideal (in Begriffen), nie real (im

Produkte) zu construiren vermögen, als Zweckmäßigkeit, und wir glauben auch, in der erzeugenden Kraft unsere Ohnmacht der blos idealen Construktion voraussetzen zu müssen; wahrlich ein seltsamer Irrthum, da wir doch selbst, wo wir wahrhaft organisch produktiv sind, am lebendigsten vor der Leerheit der Begriffe zurückfliehen, und die Natur walten lassen ohne unsere Weisheit!

§. 475.

Die Kunsttriebe der Thiere sind Fesseln, womit sie von der Natur noch an das Reich der Krystallisation gekettet werden, und die niedrigsten thierischen Kunstprodukte, die aber auch die höchste Vollkommenheit und Schönheit haben, ich meine die Schaalen der Seethiere, sind noch wahre Krystallisationen einer flüssigen Kalkerde, die aus dem Leibe des Thieres ausschwitzt, und nach ihm sich gestaltet. Auf je höhere Stufen das Thier sich erhebt, desto mehr werden auch diese Krystallisationen durch Bewegungen des Thieres vermittelt; der Seidenwurm spinnt, wie die Spinne, das was er ausschwitzt, und die Biene setzt es theilweise in Stücken ab; und so wie die Thätigkeit der Thiere bey diesen Produkten zunimmt, so nimmt auch die Vielfachheit ihrer mechanischen Form zu, die Masse ab; dagegen bey den Seethieren die Krystallisationsform (bey mechanischer Ungetheiltheit der Masse) vielfacher, die Masse grösser ist. Welche Feinheit hat das Gewebe einer Spinne gegen die Schaale einer Schildkröte oder eine Korallenverzweigung gehalten, und welche

Vielheit der Theile zeigt das Nest eines Hänflings im Vergleich mit dem Hause einer Schnecke.

§. 476.

Ein Blick auf die Stufenfolge organischen Seyns, die wir bisher durchliefen, kann uns über die höchste Bedeutung thierischer Kunstthätigkeit gar nicht mehr im Zweifel lassen. Wir führen unsere Untersuchung dem Punkte entgegen, wo die Natur sich universal reproducirt, und wir sahen bisher Organismen sich bilden, deren Kraft sich jenem Höchsten immer mehr annäherte. Und gerade dies ist es, was die Natur in jedem einzelnen Organism für sich auch sucht; wenn auch das Produkt organisch existirt, so ruht seine Kraft nicht; sie möchte sich zum höchsten erheben, und ist darum thätig, aber ihre Thätigkeit fällt, je nachdem das Thier auf einer niedrigern Stufe steht, mehr oder minder nach aussen, und kehrt in das Gebiet der Cohäsionen zurück, von welchem aller Organismus ursprünglich ausgieng. Erst wo der Organism im Innern das Höchste erreicht, hört diese gezwungene Thätigkeit nach aussen auf, weil die Kraft sich in innerer Reproduktion und ihren Organen erschöpft. Je höher die Thierheit sich hebt, desto mehr verschwinden die Kunsttriebe, und der Hund hat schon nicht mehr Kunsttrieb, sondern Gelehrigkeit. An die Stelle jener Triebe treten jetzt besondere hervorgehobene Seiten der Vorstellungsthätigkeit, die Schlauheit des Fuchses, die Arglist der Katze, der Stolz des Löwen, u. s. w., Einseitigkeiten, in wel-

chen hier die auf eine höhere Stufe gehobene Kraft sich verzehrt.

§. 477.

Die eben angeführten Einseitigkeiten erklären sich aus einem Vorstellungsvermögen, welches das Verhältniß seiner Kraft zu den gegenwirkenden Kräften von aussen fühlt, und sind auch bey Menschen nicht verschiedenen Ursprungs. Da die Instinkte zwar Anziehungen sind, denen aber doch nicht, wie den Anziehungen todter Natur ihre Objekte unmittelbar vorliegen, so ist für das Thier Thätigkeit nöthig, um sich der ersehnten Objekte zu bemächtigen, und die Wahrnehmung der Hindernisse, welche diese Thätigkeit zu überwinden hat, erregt in dem Thiere, je nachdem es organisirt ist, entweder die Kraft höher, oder schlägt sie ihm nieder. Die organische Kraft nach diesem gefühlten Hindernisse zu den Hindernissen beurtheilt, heißt Muth, und das Thier hat Muth oder Feigheit durch ein dunkles Gefühl seiner Kraft, ohne, wie es der Mensch vermag, die Hindernisse überdenken zu können. Die überraschenden Züge von List oder Muth mancher Thiere sind blos Folge der constant durchgeführten Kraft, die so lange die möglichen Wege zur Thätigkeit sich öffnet, bis sie erloschen ist.

§. 478.

Von dem Vorstellungsvermögen erhält auch die Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Triebe, die ohne dasselbe blos als Bedürfniß oder Mangel an Bedürniß

gefühlt wird, die höhere Würde des Vergnügens oder Misvergnügens, und der Trieb geht daher jetzt nicht mehr blos auf sein Objekt, als Ding, sondern auch auf das Vergnügen in dem Besitze desselben. So fängt schon in den Thieren der Geschlechtstrieb an, sich zur Liebe zu veredeln, die sich selbst auf das Erzeugte erstreckt, und die enge Sphäre des egoistischen Triebes wenigstens so viel erweitert, als die Natur zur Erhaltung der Gattung bedarf. Wenn auch gleich diese Liebe mit dem periodischen Geschlechtstriebe der Thiere wieder verschwindet, so erscheint doch jener bey den höhern Thiergattungen nie ohne sie, und dauert bis zur vollendeten Pflege der Jungen; daher denn bey Menschen der Geschlechtsgenuß ohne Liebe nicht nur eine Verläugnung menschlicher Würde, sondern auch ein Herabsinken unter die höhern Thiergattungen ist. Der Mensch kann so tief fallen, als er hoch steht.

§. 479.

Als Objekt bestimmend fixirt das Vorstellungsvermögen die Sensationen der Sinne, vergleicht, unterscheidet, trennt und verbindet sie, und leitet die Bewegungen des artikulirten Organismus zu einer Reaktion auf die Objekte. Diese wirken auf das Vorstellungsvermögen durch Sensationen, und empfangen seine Gegenwirkung in Bewegungen, und gerade in diesem Wechselspiel von Sensation und Bewegung bildet sich der Glaube an Objektivität, und der Ort des Objekts wird da gesetzt, wo Empfindung und Bewegung sich berühren.

§. 480.

Nicht alle Sensation bestimmt das Vorstellungsvermögen zur Reaktion durch Bewegung, und es scheint auch Bewegung sich äussern zu können, ohne durch Sensation erregt zu seyn. Diesen Satz würde eine empirische Psychologie als Beobachtung vielleicht wohl erzählen, aber ihn zu erklären würden ihre Prinzipien nicht ausreichen. Wir zeigen die Nothwendigkeit jenes Satzes auf folgende Weise.

Vorstellung selbst ist, im strengen Sinne genommen, schon Reaktion des Vorstellungsvermögens, es bleibt also durchaus keine Sensation, die zur Vorstellung gelangt, ohne Reaktion, nur geht diese nicht immer in Bewegung über. Soll eine Vorstellung in äusserer Bewegung als Reaktion erscheinen, so muß der Reitz, durch den sie erregt worden, eine verhältnißmäßige Größe haben, um von dem Vorstellungsorgane aus das Sensorium und von diesem aus das Muskelsystem in Bewegung zu setzen. Diese Größe ist nun bestimmbar durch folgende Momente:

1) Die absolute Größe des Reitzes, 2) sein Verhältniß zu der vorhandenen Erregbarkeit des Organismus; 3) sein Verhältniß zur Stimmung und Thätigkeit des Organismus. Zur Stimmung des Organismus, in so ferne dieser entweder schon durch einen Trieb afficirt ist, oder nicht, und dieser Trieb dem äussern Reitze entgegen oder gemeinschaftlich wirkt. Zur Thätigkeit, in so

ferne diese von dem Reitze deprimirt oder gehoben wird. 4) Das besondere Verhältniß eines besondern Reitzes zu einem bestimmten Organismus, wohin z. B. Neuheit oder Gewohnheit des Reitzes, Idiosynkrasie u. dgl. gehören. Von der durch alle diese Momente bestimmten Größe eines Reitzes, der zur Vorstellung gelangt, hängt es einzig ab, ob er reagirende Bewegung in den äussern Organen erregen soll. Daher kommt es z. B., daß im Schlafe mancher Ton gar nicht gehört, manchem Drucke gar nicht ausgewichen wird, weil die Thätigkeit des äussern Organismus so weit herabgestimmt ist, daß diese Reitze ein zu kleines Verhältniß für dieselbe haben. Ein Druck auf die Hand eines Schlafenden wird von diesem oft im Traume empfunden, und doch zieht er die Hand nicht zurück. Eben so auffallend wirkt das Verhältniß eines Reitzes zur Thätigkeit eines Triebes; der satte Hund bewegt nach einem Brode kaum das Auge, indeß der hungernde schnell darnach läuft u. s. w. Durch ähnliche leicht aufzufindende Beyspiele lassen sich alle oben angegebene Momente erläutern, und sie setzen in das hellste Licht die Wahrheit, daß in den thierischen Bewegungen zwar eine Abhängigkeit vom Vorstellungsvermögen, aber auch nicht die geringste Willkühr statt finde, indem es immer physisch nothwendig bestimmt ist, ob eine Vorstellung in Bewegung übergehen, und welche Bewegung sie erzeugen werde. Dadurch wird nun auch unser Begriff von willkührlichen Bewegungsmuskeln bestimmter werden; es sind solche, deren Nervensubstanz zur Mus-

kelsubstanz in einem quantitativen Verhältnisse steht, welche ihre Erregung durch blose Nerventhätigkeit möglich macht, die aus dem Vorstellungsvermögen in die Nerven übergangen ist. Das Herz mit seinen schwachen und zarten Nerven wird durch Blutreitz fast allein erregt, und kann eben darum durch den Galvanismus nur schwach afficirt werden. Wenn es im Affekte stärker klopft, so gebührt diese höhere Erregung auch wohl größtentheils dem raschern Blutumlaufe, den die Nerventhätigkeit in den Schlagadern verursacht.

§. 481.

Aus der im vorigen §. gegebenen Demonstration erhellt zugleich, daß die zweyte Hälfte des zu beweisenden Satzes, nämlich: es können thierische Bewegungen erfolgen, ohne durch Sensation erregt zu seyn, falsch seyn müsse, so ferne nicht etwa von einem höhern Organismus als dem blos vorstellenden, das ist thierischen, die Rede ist, oder man nicht die Bewegungen versteht, welche der Kampf des gestörten Organismus in den leidenden Organen selbst verursacht, als z. B. Convulsionen. Solche Bewegungen sind die Erscheinung eines aufgehobenen Gegensatzes in den Organen, und erfolgen eben darum nicht nach Gesetzen des harmonischen Lebens, sondern entstehen aus dem störenden Reitze (der oft gar nicht zur Vorstellung kommt) und dem reagirenden Streben des vegetativen Organismus. Erscheinungen dieser Art sind frappant und neu, und haben daher als Reitze ein beträchtliches Moment auf das Vorstellungsvermögen. Daher geschieht es, daß

die Epilepsie oft die Umstehenden ansteckt, welche Ansteckung einst Boerhaave im Waisenhause zu Haarlem durch die Drohung heilte, die Epileptischen mit glühenden Zangen zu zwicken. Mursinna erzählt in seinem Journale ein Beyspiel von Convulsionen höchst besonderer Art, mit welchen eine einzige Person in einem Spitale in kurzem sechszehn andere ansteckte. Ohne Zweifel würde Boerhaavens Heilart auch hier ihre Wirkung nicht verfehlt haben, weil die Vorstellung einer vorliegenden glühenden Zange, mit der man gezwickt werden sollte, gewiß als stärkerer Reitz die Wirkung des Anblicks der Convulsionen überwogen haben würde. Phänomene dieser Art zeigt meistens das weit reitzbarere weibliche Geschecht, das hierinn ganz dem Nachtwandler gleicht, in dessen schwachem Nervensysteme auch die Traumvorstellungen zu starke Reitze sind, um ohne entsprechende Bewegungen des Muskelsystems bleiben zu können.

§. 482.

Hieher gehören auch die zum Theil unwillkührlichen Bewegungen des Weinens, Lachens, Seufzens ꝛc. in so ferne sie von Vorstellungen abhängen. Weinen und Lachen afficiren gemeinschaftlich das Geschäfte des Athmens, jenes indem deprimirende Vorstellungen die Nerventhätigkeit, dadurch die Muskelaktion und endlich den Blutumlauf retardiren; dieses indem auf obigem Wege der Blutumlauf so beschleunigt wird, daß die athmende Lunge seiner Schnelligkeit kaum Genüge thun kann, daher beym Lachen ein neues Einathmen geschieht, ehe noch das Ausathmen

ganz

ganz vollendet ist, beim Weinen hingegen, das vom Schluchzen begleitet erst seinen vollen Grad erreicht, das Ausathmen dem Einathmen Abbruch thut. Der Zusammenhang des Blutumlaufs mit dem Geschäfte des Athmens ist schon im zweyten Buche gezeigt worden, und die Wahrheit, daß nur der Mensch lacht und weint, heißt uns die völlige Erörterung beider Phänomene jetzt, wo mit dem Begriffe des Vorstellungsvermögens blos der Begriff der Thierheit erschöpft werden soll, noch hinausschieben. Auch die Schaam ist etwas ähnliches und nur dem Menschen eigen.

§. 483.

Haben wir oben den physischen Charakter der Thierheit in der Abhängigkeit vom Sauerstoffe gesetzt, so müssen wir den vollen thierischen Organismus nur da anerkennen, wo der Sauerstoff ein eigenes für sich bestimmtes Organ erhalten hat, daher die übrigen Thiere, die durch den ganzen Körper athmen, nur als Versuche der Natur anzusehen sind, die Thierheit darzustellen. Wo aber Lunge ist, da ist auch Stimme, und selbst der Fisch, der nur durch Kiemen athmet, ist nicht ganz stumm, er schnalzt. In diesen Thieren, die eine Stimme haben, wird die Luft zum Abdruck ihres innern erhöhten oder deprimirten Seyns; sie geben Laute von sich, die als Sensationen wieder zu ihnen zurückkehren, und haben darum in der Stimme eine Art, sich selbst ihr Daseyn objektiv zu machen, daß diese Unterscheidung zwischen Sub- und Objektivität für sie verlohren ist, so wie das Thier, das

in den Spiegel sieht, nicht sich darinn erblickt, sondern nur seines gleichen, daher es auch mit der Figur im Spiegel nach seiner Art zu conversiren sucht.

§. 484.

Wenn in der Stimme sich das innere Seyn der Thiere abdrückt, so können wir auch den ganzen Umfang der Sprache der Thiere leicht bestimmen, da wir durch das Bisherige den Umfang des Vorstellungsvermögens, in welchem eben die Thierheit ihr Seyn vollendet, erschöpft haben. Subjektiv hat das Thier in sich Gefühl und Trieb, objektiv (nach unsrer, aber nicht des Thieres Ansicht) Vorstellungen von Qualitäten; welche aber in ihm nur subjektiv als Empfindungen vorkommen, und seinem gesammten organischen Zustand oder auch seine Bewegungskraft afficiren. Die Sprache des Thieres (sit venia verbo) hat also nur Laute für Empfindungen, nicht Worte für objektive Anschauungen, und seine Stimme wird also nur durch angenehme oder unangenehme Empfindung, und den Stachel der Triebe in Thätigkeit gesetzt. Was in ihm Empfindung oder Trieb ist, vermag das Thier durch Laute auszudrücken; sie geben Laute aus Freude oder Schmerz, Geschlechtstrieb oder Hunger.

§. 485.

So arm aber auch die Sprache der Thiere ist, so ist sie für dieselben doch auch ein Mittel, in Wechselwirkung unter einander zu treten, ohne ihren Egoismus einzuschränken. Jedes Individuum kann sich durch die Stimme

behaupten, ohne das andere zu verdrängen, und da der Laut eines zweyten Individuums gehört wird vom ersten, so wird er für dieses Reitz zu eignen Lauten, und es beginnt ein Wechselspiel von Lauten, das von jedem Individuum um sein selbst willen, das heißt, aus eigner innerer physischen Röthigung unterhalten wird, aber doch die Individuen durch ein Bedürfniß zusammengeknüpft, weil jedes in dem andern einen Reitz für die eigne Erregung findet. Dieses Bedürfniß wird constant als Geselligkeitstrieb gefühlt, und thut, nächst dem Geschlechtstriebe, dem Egoismus Abbruch, um die Absicht der Natur, durchgängige Wechselwirkung, zu befördern. So zwingt die Natur, was sie selbst isolirt, doch wieder, in die allgemeine Kette der Wesen einzugreifen.

§. 486.

Ist einmal durch gewechselte Laute Annäherung zwischen egoistischen Individuen begründet, so hat die Natur noch mehrere Mittel, um durch mehrfache Wechselwirkung das leicht umgeschlungene Band der Geselligkeit fester zu knüpfen. Den Organismus der Sensibilität hat in dem Gesichte eine verengerte Fläche, in welcher die Sinnesorgane zusammengedrängt sind, in welcher daher das Verhältniß der Nervenmasse zur Muskelsubstanz vorzüglich groß wird. Hier äussern daher die Sensationen, die stark genug sind, um nach aussen zu wirken, in den bemerkbarsten Veränderungen der Gestalt ihre Kraft. Das Gesicht wird durch beförderten Blutumlauf heiter, wenn frohe Sensationen das Spiel des Lebens erhöhen; es wird

schlaff, wenn das Lebensgefühl matt ist, und selbst die Feuchtigkeit der Augen wird reiner oder unreiner abgesondert, je nachdem Freude den Blick belebt, oder Schmerz ihn trübt. Dies zusammengenommen mit dem Ausdrucke des höhern oder verminderten Lebens in Bewegung und Stellung giebt eine Gebährdensprache, welche von Individuen bald verstanden wird, die sich einmal durch Wechseltöne unterhalten haben, und hier, wie in der Sprache durch Laute, wird die Aeusserung des einen Individuums Sensation und Reitz für das andere, und die Individuen werden zu einer Art von organischer Wechselwirkung genöthigt, indem jedes einen Theil der erregenden Reitze seiner Lebenskraft in den andern suchen muß. Die Singvögel sind auch die geselligsten; der Kukuk mit seinen zwey Tönen ist einsam, und unzärtlich für seine Jungen.

§. 487.

Wir glauben durch das bisherige die allgemeinen Bestimmungen des blos vorstellenden Organismus, d. h. der Thierheit, erschöpft zu haben, und wir hätten blos noch im thierischen Körper das materielle Organ nachzuweisen, im welchem das Vorstellungsvermögen dem Auge erscheint, wie die Sensibilität in den Nerven und dem großen Gehirne. Durch die an dem sensibeln Organismus gemachte Beobachtung, daß der höhere Organismus bis zur Berührung des niedern sich ausbreitet, dann in

sich conzentrirt zusammenläuft und einen in sich zurückgebogenen, abgerundeten Organismus bildet *), glauben wir uns berechtigt, den über die Sensibilitä erhabenen Organismus des Vorstellungsvermögens im kleinen Gehirne zu suchen, welches in der Varolsbrücke mit dem Marke des großen Gehirns zusammentrifft. Ich halte dafür, daß der Theil des kleinen Gehirns, der hier dem großen begegnet, sich zu dem letztern verhalte, wie die gesammten Nerven zum Muskelsystem, und zu dem kleinen Gehirne, wie die gesammten Nerven zum großen Gehirn als ihrem Sensorium commune. Was ich daher oben von jenen Verhältnissen gesagt habe, gilt auch von diesen. Das kleine Gehirn ist das Organ der Vorstellungen, in so ferne es durch seine in die Varolsbrücke gehenden Schenkel die herabsteigenden Schenkel des großen Gehirns berührt, und dadurch die qualitativen Veränderungen ihm mitgetheilt werden, die das große Gehirn durch Sensationen erlitten hat; umgekehrt wirkt in dieser gemeinschaftlichen Berührung das kleine Gehirn auf das große, dieses dann auf die Nerven, und diese zuletzt auf den Muskel, alles durch Fortpflanzung. Was oben von der Oertlichkeit der Sensationen im großen Gehirne gesagt wurde, gilt auch von der Oertlichkeit der Vorstellungen im kleinen Gehirne.

*) So verbreitet die leuchtende Kugel, die Sonne, ihre Strahlen auf alle Planeten ihres Systems.

§. 488.

Die Stufen des thierischen Organismus, die wir bis jetzt bezeichnet haben, sind in aufsteigender Ordnung folgende:

Vegetation,
Sensibilität,
Vorstellungsvermögen,

welche zusammen den Begriff der Animalität erschöpfen. Unter Vegetation verstehen wir nämlich hier ebenfalls das thierische Muskel- und Gefäßsystem. In dem Vorstellungsvermögen erkannten wir dieselbe zweyfache Duplizität, wie in dem äußern Gefühle; wie nämlich das letztere zugleich Gemeingefühl des ganzen Organismus, und objektiver Gefühlssinn für das Harte und Weiche, Kalte und Warme ist, so bestimmten wir auch das Vorstellungsvermögen als inneres allgemeines Gefühl und zugleich als auf die objektiven Sensationen der äussern Sinne gerichtet. Diese werden von ihm vorgestellt, das heißt, objektiv gemacht unter der doppelten Form als Bewegung und Ruhe, welche beide Gegensätze dem Vorstellungsvermögen als objektiv bestimmendem Sinne angehören. Uebrigens müßten wir dem Vorstellungsvermögen auch die allgemeine Eigenschaft alles Organischen zugestehen, auf äussere Affektion aus innerm Prinzip reagiren zu können, welches in ihm als Vorstellung und Bewegung erscheint.

§. 489.

Wenn wir auch nicht erkannt hätten, daß in der Natur selbst das Höchste nur eine durch mehrere Zwischenstufen

getrennte Reproduktion des Niedrigsten seyn könne, so würde uns jetzt der auffallende Parallelismus des Vorstellungsvermögens mit dem äussern Gefühle bestimmen müssen, das Vorstellungsvermögen ebenfalls als eine Wurzel einer neuen und höhern in mehrere Zweige auseinander gehenden Sensibilität zu betrachten, wie es das äussere Gefühl, in dem die Gegensätze der höhern Sinne sich nur noch magnetisch regen, auch in der That ist. Der innere Sinn, das Vorstellungsvermögen, entwickelt auch wirklich aus seinem umfassenden Keime höhere innere Sinne, die den äussern in Ansehung ihrer Stufen und Gegensätze wunderbar parallel gehen.

§. 490.

Das nächste, was aus dem äussern Gefühle sich erhob, war die Trennung des contrahirten und flüchtigen Pols der Dinge im elektrischen Sinne des Geschmacks und Geruchs. Eben so erhebt sich aus dem Vorstellungsvermögen die Thätigkeit oder Bewegung über die Schranken bestimmter Cohäsion und Figur zu der Stufe der blos allgemeinen möglichst geringen Begränzung gleich nach der Gasform riechbarer Stoffe, und auf der andern Seite tritt der Faktor der Ruhe, der Sauerstoff, ebenfalls nur als Schranke hervor, obwohl mit etwas wenigem Beschränktem vermischt, weil die Entgegengesetzten sich nicht ganz zu trennen vermögen, ohne die Wirklichkeit zu verlassen. In näherer Anwendung gesprochen heißt dies: was im Vorstellungsvermögen auf seiner niedrigsten Stufe Vorstellung von Bewegtem und Ruhendem ist, wobey immer

ein erst Ruhendes als bewegt, und ein erst Bewegtes als ruhend vorgestellt wird, soll jetzt getrennt werden; die Bewegung soll für sich und ohne Beziehung auf Ruhe, die Ruhe oder Schranke für sich und ohne Beziehung auf Bewegung in das Vorstellungsvermögen kommen, eben so wie Alkali ohne Säure in den Geruch, Säure ohne Alkali in den Geschmack kommen kann, und doch in jedem dieser Sinne erkannt wird. Was das niedre Vorstellungsvermögen nur in unzertrenntem Gegensatze vorfindet, soll sich jetzt an zwey Sinne eines Vorstellungsvermögens einzeln vertheilen.

§. 491.

Wenn in das Sensorium nichts kommen kann, was nicht erst durch die äussern Sinne gegangen ist, und das Vorstellungsvermögen sich direkt nur auf das Sensorium bezieht, so kann auch nur sinnlicher Stoff vorgestellt werden, und auch in den höhern Stufen der Vorstellung nichts anders vorkommen. Nun haben wir aber in der Theorie der äussern Sinne die Gegensätze der Erscheinung sämmtlich erschöpft, da wir im Gehör und Gesichte sogar ihre reproduktive Synthesis (in Luft und Licht) aufzeigten; wir müssen also, falls wir für die postulirten innern Sinne einen Stoff auffinden wollen, neue und eigenthümliche Gegensätze anzugeben wissen. Jene erwiesenen magnetischen, elektrischen und Licht-Gegensätze sind nur für den äussern Sinn und darum selbst äusserlich; die aufzufindenden Gegensätze müssen für den innern Sinn und darum selbst innerlich seyn.

§. 492.

Das niedere (bisher erschöpfend bestimmte) Vorstellungsvermögen, welches wir nur in Beziehung auf ein noch nicht bestimmtes das niedere nennen, hatte als innerer Sinn den Gegensatz von Ruhe und Bewegung zum Stoff, und begann also innerlich gerade mit dem, in welchem Gesicht und Gehör äusserlich endigten. Aber Bewegung und Ruhe hat im Vorstellungsvermögen schon eine andere Bedeutung, als im äussern Sinne; es ist nicht mehr die Bestimmung eines einzelnen Objekts, was als Bewegung oder Ruhe erkannt wird, sondern die Bestimmung der Objekte überhaupt als ruhender oder bewegter, succedirender oder gefesselter. Die Bewegung und Ruhe des Vorstellungsvermögens ist das, was wir oben als Succession und Auseinanderseyn bestimmt haben.

§. 493.

In der Succession ist das Auseinanderseyn in Bewegung gesetzt, im Auseinanderseyn (Zugleichseyn) ist die Succession aufgehalten *), beide Entgegengesetzte involviren einander. Sollen sie einer höhern Stufe des Vorstellungsvermögens getrennt erscheinen, so muß sich das, was in der Succession die Verschiedenheit aufhebt, und ungehemmt durch sie forteilt, als ein Besonderes darstellen

*) Es fehlt uns ein Wort, welches für den Raum das ausdrückte, was Succession für die Zeit ist. Vielheit läßt sich auch auf die Succession deuten, und ist darum nicht adäquat, indeß werde ich mich doch dieses Wortes statt des unbequemen Substantivs Auseinanderseyn, was doch das Zugleichseyn nicht involvirt, von jetzt an bedienen.

lassen, eben so wie das contrahirende Prinzip, was aus der fliessenden Reihe, eine beharrende Vielheit macht. Jenes fliessende Prinzip muß im inneren Sinne erscheinen als eine Thätigkeit, die beschränkt wird, jenes contrahirende Prinzip als eine Thätigkeit, welche beschränkt. Da aber der innere Sinn sich durch Aeusseres afficirt fühlt, so ist ihm diese Trennung beider Prinzipien eben sowohl in den Sensationen, als in seiner eigenen Thätigkeit, und alles erhält jetzt eine doppelte subjektive und objektive Bedeutung, welche Duplicität schon dadurch begründet war, daß das Vorstellungsvermögen durch Sensationen afficirt wird, die ihm von einem Unabhängigen, Aeussern, herzukommen scheinen, wie wir oben auseinander gesetzt haben.

§. 494.

Wie die Vorstellung in dem Subjekte, das Vorgestellte ausser demselben geglaubt wird, so wird auch die Trennung der Faktoren der Vorstellung einmal als subjektiv, das andere mal als objektiv vorkommen. Da wir überhaupt vom Aeussern ausgingen, und demselben ein Inneres superstruirten, so bestimmen wir jetzt auch zuerst das Objektive der Vorstellung. Die Faktoren der Succession und der Vielheit können nur folgende seyn: eine Einheit, die sich ohne Gränze verbreitet, und eine entgegengesetzte, die dieser Verbreitung Schranken setzt, Expansion und Contraktion. Subjektiv bestimmt, das heißt, in dem Vorstellungsvermögen, muß diesen Faktoren entsprechen eine Thätigkeit, die an sich gränzenlos ist, und eine entgegengesetzte, die diese beschränkt. Ent-

gegengesetzte sich beschränkende Thätigkeiten aber heissen Kräfte; wir haben also jetzt objektiv eine Expansiv- und Contraktivkraft, subjektiv eine ausdehnende Vorstellungskraft und eine begränzende. Wir zögern nicht, beide mit ihrem bekannten Namen, jene Einbildungskraft, diese Verstand zu nennen. Der höhere, dem Geschmacke und Geruche entsprechende innere Sinn ist also Verstand und Einbildungskraft, welche vereinigt Urtheilskraft heissen.

§. 495.

Damit man nicht umhin könne, den innigsten und nothwendigen Zusammenhang des Innern in den Objekten (dergleichen die beiden Urkräfte der Materie sind) mit dem Innern des Subjekts ganz einzusehen, so verweilen wir noch einen Augenblick erläuternd bey diesem Punkte. Das Vorstellungsvermögen bestimmten wir zuerst parallell mit dem Gemeingefühle, als innern Sinn überhaupt, und sahen dadurch zuerst Objektives entstehen, weil die Veränderungen des vegetativen Organismus das Vorstellungsvermögen nicht unmittelbar berührten, und weil es diesem möglich war, auf diese Veränderungen von innen heraus zu reagiren, und diese Reaktion einen Punkt fand, wo sie mit der Aktion zusammentreffen konnte. Gerade in diesen Berührungspunkt fiel das Objekt, und ward nachher von uns bestimmt, als successiv, oder beharrlich und vielfach. In der Succession und Vielheit waren entgegengesetzte Prinzipien befangen, durch deren wechselnde, aber doch nie getrennte Sensation sich das Vorstellungsvermögen

als erster und niedrigster innerer Sinn (gleich dem äussern Gefühlssinne für Kälte und Wärme) charakterisirte. In dem höhern äussern Sinne (dem Geschmack = Geruch) fanden sich die Prinzipien der Kälte und Wärme getrennt und vereinzelt, und so hatten sich auch jetzt in dem höhern innern Sinne die Prinzipien der Succession und Vielheit als Einbildungskraft und Verstand getrennt. Nun können wir selbst in den äussern Sinnen Subjektives von Objektivem trennen, wo sodann für den Geschmack der Sauerstoff subjektiv sauer, objektiv aber contrahirend ist; für den Geruch das Hydrogen subjektiv stinkend, objektiv aber blos expandirend ist. Auf gleiche Weise unterscheiden wir nun auch in dem höhern innerm Sinne Subjektives von Objektivem, und nennen das erste Einbildungskraft und Verstand, oder zusammengefaßt Urtheilskraft, das letztere Expansiv = und Contraktivkraft oder zusammenfaßt Cohärenz. Dieser ganze Unterschied von Subjektivem und Objektivem beruht aber blos darauf, daß wir die Trennung der Faktoren entweder in dem Vorstellungsvermögen selbst oder in dem oben bezeichneten Punkte vornehmen, wo das Vorstellungsvermögen durch seine bewegende Thätigkeit mit der von ihm unabhängigen Sensation in Berührung kommt. Man setze beyspielsweise die Sonne als Vorstellungsvermögen und das Licht als ihre Thätigkeit, so würde eine Polarität des Lichts, die von der Sonne ausgienge, subjektiv, eine andere, die an der Erde sich erzeugte, wie die Farbe, objektiv heissen, und eine subjektive Lichtdifferenz würde nicht

ohne objektive bleiben, wie auch umgekehrt, da das Licht als völlig gleichartige Einheit angenommen ist.

§. 496.

Wir glauben uns genug erklärt zu haben, und schreiten fort. So wie ein innrer Sinn sich öffnet, geht auch ein Inneres der Dinge auf, und wie sich dieses physisch in Prozessen darstellt, so jenes psychologisch in Funktionen der Geisteskräfte. Diese Funktionen, die mit den Prozessen der physischen Natur sich parallel erweisen werden, sind nun darzustellen.

Wir haben im ersten Buche die Cohärenz als Prozeß des Ineinandergreifens der entgegengesetzten Prinzipien erwiesen, der nur aus seiner Gleichförmigkeit gestört zu werden braucht, um als Ton zu erscheinen. Dem Ineinandergreifen der einfachsten Naturprinzipien entspricht vollkommen das Ineinandergreifen der entgegengesetzten geistigen Prinzipien, das Urtheil, in welchem der Verstand die Einbildungskraft ergriffen hat, wie in der Cohärenz der Sauerstoff das Hydrogen, und wie sich physisch jener trennen läßt von diesem, und dann angezogen wird von allem Oxydabeln, so läßt sich auch die geistige Contraktion trennen als Begriff, der eines Substrats bedarf, und darum leer heißt, wie der Sauerstoff nur sauer ist, wenn er einen oxydabeln Stoff ergriffen hat. Das Hydrogen verflüchtigt und expandirt sich, bis ihm von außen eine Gränze kommt, als flüssig; die Anschauung von dem Begriffe entblößt, mag auch für sich nicht festgehalten werden. Das Streben, etwas zu begreifen, ist

ein Suchen der Einbildungskraft nach Begränzung, des Hydrogens nach Sauerstoff.

§. 497.

In der Natur zersetzen sich die Stoffe selbst, der Künstler mag sie höchstens in Berührung bringen; im Geiste treiben die Urtheile ein gleiches Wechselspiel. Was zersetzt die combinirten Stoffe, und macht die Elemente frey? — Die chemische Verwandschaft. Was verbindet chemisch Elemente? Eben diese. Und was ist die chemische Verwandschaft? Die qualitative Entgegensetzung der Stoffe. Dasselbe muß sich auch an Urtheilen nachweisen lassen.

Es sey aufgegeben, den Begriff des Dreyecks zu analysiren und zu componiren. Der Logiker wird sagen, er sey zusammengesetzt aus der Eckheit und der Dreyheit, und damit kann er nur in so ferne recht haben, als diese beiden Bestandtheile einander wirklich entgegengesetzt sind. Diese Entgegensetzung kann nun blos dadurch bewiesen werden, daß beide Bestandtheilsbegriffe sich auf eine Urentgegensetzung zurückführen lassen, welches der Logiker versucht, indem er zuförderst die Begriffe von Trias und von Eckheit einer weitern Analyse unterwirft, und sie auf Zahl und Figur reducirt; diese beiden aber reducirt er dann auf Succession (Zeit) und Raum, womit er eine ursprüngliche Entgegensetzung gefunden und die Analysis vollendet hat. Er braucht jetzt sein Verfahren blos umzukehren, um sich den Begriff wieder ganz zu bilden. Gerade so verfährt die analytische und synthetische Chemie.

Wenn dem Logiker gar kein Bestandtheil des Begriffs bekannt wäre, den er zu analysiren hätte, so würde er gleich dem Chemiker, der einen völlig unbekannten Stoff analysirt, blind alle Reagentien versuchen müssen, um endlich eines zu finden, das als entgegengesetzt einen der Bestandtheile anzöge, und den Begriff zersetzte. Z. B. Es wäre dem Logiker unbekannt, daß die Trias eine Zeitbestimmung wäre, so würde er durch Gegenhaltung der Trias mit den Begriffen Farbe, Geruch, Gehör, Hirsch, Thier und tausend anderen finden, daß die Trias nur da anwendbar wäre, wo etwas Einzelnes zu wiederholen ist, und daß sie eben diesen einzelnen entgegengesetzt ist, weil sie das Einzelne bestimmt. Einzelnheit ist aber eine Qualität des Raums, was folglich ihr entgegengesetzt ist, wie die Zahl, muß ein Prädikat der Zeit seyn. So fände er den Begriff der Zahl, indem er den Begriff der Trias an viele andere Begriffe hielte, und versuchte, ob er ihnen (diesen geistigen Reagentien) entgegengesetzt wäre. Das logische Verfahren ist auch nichts als eine geistige Chemie und eben darum so geistlos; denn

wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben
pflegt erst den Geist herauszutreiben;

und die Logik als feste Wissenschaft (nicht als Disciplin) ist eine klassificirende Angabe der Bestandtheile nothwendiger Begriffe.

§. 498.

Damit wir aber nicht spielend Aehnlichkeiten zu haschen scheinen, indeß wir um sichere Resultate ernstlich

bemüht sind, so verfolgen wir die Parallele noch weiter. Es giebt keine Wahrheit, die nicht auf einer Entgegensetzung zweyer Urbegriffe zuletzt beruhte, und eine Wahrheit beweisen, heißt eben nichts, als sie auf eine solche Urentgegensetzung zurückführen. Auf gleiche Art und aus dem gleichen Grunde giebt es auch keine Cohäsion in der Natur, die nicht in durchgeführter chemischer Zergliederung endlich auf die beiden Grundstoffe Hydrogen und Oxygen zurückgeführt werden könnte, und eine vollendete Analyse darf nur bey diesen Stoffen still stehen.

Zum Belege des ersten Satzes erinnere man sich nur an die Tendenz der philosophischen Systeme, das ganze Wissen auf Einen Satz zu reduciren; und was könnte dieser einzige Satz anders seyn, als der Ausdruck des ursprünglichsten Gegensatzes? Das eine System spricht ihn als Denken und Seyn, das andere als Subjektivität und Objektivität aus, aber ein radikaler Gegensatz muß es immer seyn, was als Grundlage aller Erkenntniß gelten soll. Wie nun die Natur sich organisirt, indem sie die höchste Trennung ihrer beiden Pole durch steigende Individualisirung erreicht, mit welcher zugleich aber auch die Tendenz der getrennten Pole gegen einander zunimmt, so daß sie auf der höchsten Stufe der Trennung am meisten befreyt sind, und wieder zusammenfallen; so muß auch das System seine beiden Pole trennend sich organisiren, und auf der höchsten Organisationsstufe beide wieder zu vereinigen wissen, so daß, wie das System von einer ungetrennten Synthesis ausgeht, es auch in solcher sich schließt. Ein System, das nur von einem halben Gegensatze ausgeht, indem

indem beide Glieder des Gegensatzes bey ihm nicht gleiche Dignität haben, kann eben darum die letzte Begründung des Wissens nicht geben, weil es die Wechselbestimmung nicht zur Vollständigkeit bringt. Ein solches System ist der einseitige (dogmatische) Idealismus wie der einseitige Realismus.

§. 499.

Alles Bestehende in der Natur besteht nur dadurch, daß die Entgegengesetzten zwar ineinander greifen; aber nicht mit ihrer vollen Unendlichkeit, sondern mit beschränkter Energie; das unbeschränkte Ineinandergreifen wäre Vernichtung. Die Beschränkung dieses Ineinandergreifens entsteht in der Realität durch die Vielheit der Cohäsionen, deren Wechselwirkung unter sich die Energie schwächt, mit der sich die Faktoren einzelner Cohäsionen anziehen. Jede Cohäsion, wenn sie blos nach innen thätig seyn könnte, würde sich vernichten müssen; ihr Zusammenseyn mit andern Cohäsionen theilt ihre Thätigkeit, und treibt sie zum Theil nach aussen; so ist sie in mannigfacher Entgegensetzung zu andern thätig, und diese Thätigkeit heißt Gravitation, ihre Quelle Schwere. Es ist durchaus kein Universum möglich ohne eine zugleich entstandene Vielheit; das Universum successiv zu denken, ist höchstens zum Behuf der Reflexion erlaubt; wie es überall ist, so ist es auch zugleich.

Was nun für die Natur die Schwere ist, das ist für Begriffe ihre allseitige Bestimmbarkeit (durch Entgegensetzung unter einander), und der daraus entstehende Zu-

sammenhang. Was nicht zusammenhängt, hat keinen Sinn, was nicht schwer ist, keine Materialität. Jedes (logische) Subjekt ist an sich gedacht unendlich wie jedes Prädikat, und es müßte aus jedem Urtheile nichts werden, wenn nicht der Gedanke das Subjekt aus einer Vielheit herausgriffe, und das Prädikat mit einer Vielheit in Beziehung setzte. Der Verstand kann zwar auch abstrahiren, d. h. er kann einen Begriff von seinen Beziehungen losreissen, wie der Physiker einen Körper auch als blose Figur betrachten kann; aber dem abstrahirenden Verstande bleibt nach der Abstraktion nichts übrig, als eine leere (kein Objekt bestimmende) subjektive Thätigkeit, und dem Physiker nichts als ein leerer Umriß; auch kann die Abstraktion doch nicht von gänzlich allen Beziehungen abstrahiren, weil sonst der Begriff ganz verschwinden müßte. Zahl ist ein abstrakter Begriff; man abstrahire aber auch von der in ihm enthaltenen Beziehung auf die Zeit, und man hat statt der Zahl ein Nichts. Die Abstraktion ist durch die letzten Gegensätze alles Denkens begränzt, wie die Analyse des Chemikers durch die Urstoffe; nur mit abgeleiteten Begriffen läßt sich noch Abstraktion vornehmen, und nur componirte Stoffe lassen sich noch weiter decomponiren. Das eigene Geschäfte der Logik ist die Abstraktion, und sie heißt eben darum auch mit Recht die geistige Chemie; ihr Geschäfte ist Decomposition.

§. 500.

Wenn denn nun — wie wir jetzt durch Gründe und Beyspiele einleuchtend gemacht zu haben glauben — die

Thätigkeiten der Verstandeserkenntniß der Form nach völlig dieselben sind mit den Prozessen der cohäsiven Natur, so könnte nur noch ein materialer Unterschied zwischen ihnen statt finden, nämlich daß andere Stoffe im Seelenorgan ihr Spiel trieben als im galvanisch=chemischen Prozesse. Da aber aus unserer ganzen bis hieher geführten Untersuchung der elektrisch=chemische Prozeß zwischen Oxygen und Hydrogen als der einzige Naturprozeß hervorgeht, so können wir der Consequenz nicht ausweichen, daß auch im kleinen Gehirne, als dem Organ des Verstandes, jeder Gedanke als galvanisch=chemischer Prozeß erscheine, und also auch material mit den Prozessen der Natur identisch sey. Diese unvermeidliche Nachgiebigkeit gegen das Dringende unserer Prämissen treibt uns aber auf die schwierig scheinende Lösung des Problems: wie denn überhaupt noch Geistiges und Materielles unterscheidbar sey, wenn beides auf material und formal identischen Prozessen beruht?

§. 501.

Unsre Untersuchung gieng im ersten Anfange aus von der Produktivität der Natur, und ihr Fortschreiten war nur ein Begleiten der Natur durch die verschiedenen Reproduktionen ihrer ersten Produkte, und auch der Organismus des Verstandes ist nur eine Reproduktionsstufe. Das Tiefste der Natur ist aber die innigste Verschmelzung und Neutralisation ihrer Elemente in den mächtigsten Cohäsionen (des Mineralreichs), ihr Fortschreiten durch Reproduktion dieser ersten Produkte muß also von einem immer steigenden Freywerden der Elemente begleitet

Staatliche Bibliothek Bamberg

seyn, und was gemeinhin veredelte Stoffe heissen, können nur solche seyn, in welchen die Elemente der Natur am wenigsten neutralisirt, d. h. am meisten different sind, dergleichen alle organischen Stoffe im Vergleich mit den unorganischen auch allerdings erfunden werden. Zwar sind die gasförmigen Stoffe Oxygen und Hydrogen allerdings die höchsten Differenzen unserer Natur, aber sie stehen um ihrer Gasform willen an Intensität der Entgegensetzung thierischen Stoffen weit nach, und geben daher auch, aus dem Wasser galvanisch entwickelt, das Phänomen einer Trennung statt der raschen Verbindung, die man erwarten sollte. Wenn sie als Sauerstoff und Wasserstoff die reinsten Gegensätze sind, so sind sie dagegen auch als Gase die schwächsten. Die intensivsten Gegensätze sind immer in den Stoffen des thierischen Organismus zu suchen. Die Elemente der Natur können nur im höchsten Organismus am intensivsten erscheinen, und sind in dieser conzentrirten Natur dem Experimente völlig unzugänglich, obwohl wir ihre Träger ahnden mögen. So z. B. erscheint der Phosphor überall als Träger des thierischen Sauerstoffs, ist ein Produkt der animalischen Natur, und hat weit höhere Anziehung zum Sauerstoffe als das Hydrogengas, ist also selbst weit intensiver alkalisch als dieses. Durch die höhere Conzentrirung der Stoffe unterscheidet sich nun das Organische vom Mineralischen, das Geistige vom Körperlichen, und diese höhere Conzentration erzeugt nothwendig eine größere Intensität der Aktion, so daß, wie wir in der Sinnentheorie die Sinne durch Grade der Oxydabilität unterschieden, so auch überhaupt die höhere Stufe des Orga-

nismus vor der niedern eine größere Intensität des Prozesses voraus hat. Da nun Intensität mit der Extensität im umgekehrten Verhältnisse steht, so sind nicht nur nach Eschenmayer die Organe der höhern Sinne immer kleiner als die der niedern, sondern der thierische Organismus ist dem Volum nach kleiner als der vegetabilische, das sensible System des großen Gehirns mit seinen Nerven kleiner als das irritable System der Gefäße, Muskeln und Knochen, und endlich der wahre geistige Organismus des kleinen Gehirns kleiner als der des großen. Also durch Reinheit der Stoffe, Intensität des Prozesses und Kleinheit des Organs differirt die höhere Natur von der niedern *).

§. 502.

Wenn wir das kleine Gehirn zum Organe des Vorstellungsvermögens machen, das auch den Thieren gemein ist, so fragt sich, wo wir den Organismus der höhern Geisteskräfte suchen, durch welche sich die Menschheit auszeichnet, wie z. B. eben der Verstand ist. Die Antwort

*) Aus dieser Zunahme der Intensität bey Verkleinerung des Raumes erklärt sich auch das im Blicke des Auges, was man Geist nennt. Das geistvolle Auge braucht nicht feurig, selbst nicht einmal lebhaft zu seyn, und wird doch erkannt daran, daß seine größte Klarheit, sein stärkster Glanz in dem Mittelpunkte des Auges sich zusammendrängt, dagegen bey dem geistleeren Auge der Glanz auf die ganze Fläche des Augapfels gleich vertheilt ist. Der Franzose, sagte einst mein Freund, hat ein Auge, der Deutsche einen Blick.

ist, daß Vorstellungsvermögen uns eben so etwas generelles bezeichne, wie Sensibilität, und daß, wie diese sich durch ein Nervensystem überhaupt (oft ohne Hirn) ausdrückt, so auch jenes durch ein kleines Gehirn überhaupt ausgedrückt sey; daß ferner, wie die höhere Organisation der Sensibilität im Hervortreten einzelner Sinnesorgane erscheint, so auch die höhere Organisation des Vorstellungsvermögens durch eine vielfachere Organisation des kleinen Gehirns ausgedrückt seyn müsse, so daß also alle höhere geistige Thätigkeiten, die wir noch bezeichnen werden, blos auf einem künstlichern Organismus des kleinen Gehirns beruhen. Dies folgt aus unserer Theorie unwidersprechlich, und eine noch zu wenig beachtete anatomische Erfahrung sagt ihr vortreflich zu. Folgende Beobachtung des Professor Malacarne zu Pavia (in dessen Neuro-encefalotomia. Pavia 1791. 8.), die ich aus der Uebersetzung in Reils Archiv 2. Bd. S. 494. hier abschreibe, wird dies bewiesen. „Wenn (sagt Malacarne) die Vollkommenheit eines Organs darinn besteht, daß es in einem gegebenen Raume die größte Menge besonders organisirter Theile enthält, so hat der Mensch das vollkommenste Gehirn. Nach ihm der Hund, der Fuchs, der Wolf, das Pferd; dann folgt die Katze, das Wiesel, das Eichhörnchen, die Ratte, das Schwein, die Ziege, das Schaaf, der Haase, das Kaninchen, der Maulwurf und die Fledermaus. In den Vögeln haben einige Theile des Gehirns eine ganz verschiedene Struktur. Weniger künstlich und zusammengesetzt ist der Bau des Gehirns der Frösche, Schlangen, Salamander, Eidechsen,

Kröten und Ottern. Die Fische haben ein von den übrigen Thieren ganz verschiedenes Gehirn."

„Gegen Bonnet (fährt Reil als Rec. fort) behauptet der Verf., daß am Gehirn der Menschen allerdings viele Variationen vorkommen, und führt zum Beweise die Blättchen des kleinen Gehirns an, deren er 780 in einem, in einem andern 700, endlich in einem andern 600 gefunden hat. In den Gehirnen der Thiere von einerley Art findet man weit weniger Abweichungen von der Normalorganisation, als in dem Menschen. Von diesen Verschiedenheiten in dem Bau des Gehirns leitet er den Unterschied der Seelenkräfte des Menschen her, und versichert, daß er vor der Sektion, wenn er das Individuum während des Lebens gekannt habe, die Anzahl der Windungen des großen und der Blätter des kleinen Gehirns und die Tiefe ihrer Furchen habe voraussagen können. Die Sylvische Grube, die Länge und Größe der Gehirnhölen, die Zirbeldrüse, die Beschaffenheit und Größe der vier Hügel, der Ursprung und Lauf der Gehirnnerven variirten sehr, je nachdem das Individuum blödsinnig oder geistreich war. Bey geistreichen Personen sind alle Theile des Gehirns deutlicher ausgedrückt. In Personen, die während ihres Lebens ein starkes Gedächtniß, vielen Witz und eine große Lebhaftigkeit hatten, fand der Verfasser nach ihrem Tode die größte Anzahl Blätter im kleinen Gehirn. Reichthum des Verstandes stand immer in gleichem Verhältnisse mit dem Reichthum des Gehirns, und Personen, die 780 Blätter des kleinen Gehirns hatten, besaßen während ihres

Lebens mehr Verstand und Gedächtniß als solche, deren kleines Gehirn nur 700 oder 600 Blätter enthielt.“ —

Der Leser wird sich hier von selbst an Galls Schädelphysiognomie erinnern, die an der harten Schaale des Gehirns in ihren Erhöhungen und Vertiefungen die innere Organisation zu vermuthen sucht. So oberflächlich auch dies Suchen an sich ist, und so unphilosophisch auch Gall dabey zu Werke geht, so kann man der Erfindung doch nicht allen Werth absprechen, obgleich die anatomische Zergliederung des Gehirns bekannter Personen (besonders ihres kleinen Gehirns) uns über allen Vergleich weiter bringen müßte. Indeß bin ich so sehr überzeugt, daß die höhern Geisteskräfte auf einer höhern Organisation des kleinen Gehirns beruhen, daß ich mir vorauszusagen getraue, man werde, sobald man für den galvanischen Apparat einen Zugang zum kleinen Gehirne findet, durch die Voltaische Säule in demselben eben sowohl entgegengesetzte Ideen und Begriffe erregen können, als man jetzt im Auge die Sensation entgegengesetzter Farben zu erregen weiß. Die Naturthätigkeit ist überall nur Eine, aber die Organe und die Stufen sind verschieden.

§. 503.

Die äussersten Gegensätze auf dem Gebiete des Verstandes entdecken wir leicht, wenn wir uns erinnern, daß dem Verstande das Gebiet des Vorstellungsvermögens erst objektiv wird. Auf diesem waren Succession und (räumliche) Vielheit als Gegensätze gefunden, aber es war nicht die Succession oder das räumliche Auseinanderseyn, was

vorgestellt wurde, sondern nur succedirende oder auseinander befindliche Sensationen. Dem Verstande aber werden Vorstellungen selbst objektiv, ihm also erscheinen jene Gegensätze von den Sensationen abgesondert für sich als entgegengesetzte Formen aller Sensation, das heißt, (für den Verstand) als Objektivität. Als solche heissen sie Zeit und Raum, und sind lediglich Produkte des abstrahirenden Verstandes.

§. 504.

Wenn Zeit und Raum die letzten Gegensätze auf dem Gebiete des Verstandes sind, so ist uns jetzt auch dieses Gebiet durch sie als Gränzen hinlänglich bestimmt; der Verstand versirt in der Sphäre der Vorstellungen, und fixirt sie als objektiv durch die Bestimmungen des Raums und der Zeit. Daß er im Allgemeinen unter der Form der Entgegensetzung thätig sey, ist schon gezeigt worden; diese formale Thätigkeit nun ergreift die Vorstellungen als Stoff, und erhebt aus ihnen ideale Wesen eines höhern Ranges; z. B. die Succession durch Entgegensetzung des Succedirenden bestimmt, wird dem Verstande zur Caussalität, die aufgehaltene Succession, das räumliche Zugleichseyn einer Vielheit, wird durch Entgegensetzung bestimmt zur Wechselwirkung, d. i. wenn die Thätigkeit ursprünglich in das Objekt verlegt wird, zum Organismus, und so entsteht dem Verstande eine Sphäre, die durch Caussalität und Organismus bestimmt ist, d. h. eine organische und unorganische Natur. Organismus setzt er, wo er wiederkehrende (zurückgehende) Caussalität

erblickt; unorganisch nennt er, was er nur als succedirend in der Caussalität kennt, und so würde nothwendig ein Verstand, der an begränzten Raum und begränzte Zeit gebunden wäre, wie jeder endliche, den Fehlschluß machen, daß es in der Natur der Dinge eine unorganische, dem Organismus entgegengesetzte Welt gebe. Endlich aber ist jeder Verstand, weil die Natur das Höchste nur durch Individualisiren erreicht, dieses aber ein Conzentriren ist.

§. 505.

Was dem Verstande in seiner Thätigkeit auf die Vorstellungen resultirt, ist eine objektiv gewordene Vorstellung, d. h. Erkenntniß; sie ist dadurch objektiv geworden, daß sie gleich den körperlichen Substanzen in Gegensätze eingeschlossen ist. Durch die letzten Gegensätze erst gelingt es dem Verstande, die Vorstellungen zu fixiren, die sonst, wie Plato sagt, gleich einem Strome unaufhaltsam fliessen, und weder sind, noch nicht sind. Da nämlich der Verstand in der Succession die Zeit absondert, so hat er etwas Fixirtes in der fliessenden Reihe; da er in der Wechselwirkung, der gehemmten Succession, den Raum absondert, so hat er etwas Verborgenes und Substanzielles in den Dingen, was ihre Wechselspiele trägt; — man kann überhaupt den Verstand als Vermögen der Objektivität definiren.

§. 506.

Da das Vorstellungsvermögen als inneres Gefühl betrachtet, die höhern innern Sinne begleitet, wie der Be-

tastungssinn als Gemeingefühl die höhern äussern Sinne; so ist auch mit der Thätigkeit des Verstandes ein Gefühl verbunden, das entweder Vergnügen oder Mismuth ist, je nachdem es der Thätigkeit gelingt, sich zur Erkenntniß zu organisiren, oder nicht. Gelingt es, so hat jedes Einzelne sein Entgegengesetztes und damit seine Befriedigung gefunden; gelingt es nicht, so reitzt jedes Fragment der Verstandesthätigkeit das Gefühl zur Sehnsucht nach Vollendung, und wird diese dadurch erschwert, daß eine Vorstellung oder ein Begriff zwischen verschiedene Gegensätze kommt, von denen er gleich stark angezogen wird, wie etwa ein Waagbalken, dessen einer Arm von einem Gewichte, der andere von einem Magnete gleich stark herabgezogen würde, so entsteht eine Suspension der Verstandesthätigkeit, die man Zweifel nennt, welche für das Gefühl um so quälender wird, je stärkere Anziehungskraft die Erkenntnisse besitzen, die den Verstand von zwey entgegengesetzten Seiten afficiren. Es entsteht dann auch wohl, wenn eine der beiden Kräfte abwechselnd ein kleines Uebergewicht erlangt, eine Oscillation, die für den Geist ermüdend ist, da seine Thätigkeit bald hier bald dort ihr Objekt zu ergreifen strebt, und nirgends kann.

§. 507.

Da die Erkenntniß zu ihren Elementen die Vorstellung und die Verstandesthätigkeit hat, so verhalten sich diese beiden entgegengesetzt wie die Faktoren einer Cohäsion, und es entsteht in dem Verstande eine Anziehung seiner Thätigkeit gegen die Vorstellungen, welche als Trieb sich

mit ihnen zu vereinigen gefühlt wird, und Erkenntniß-trieb heißt. Vorstellung an sich ist einzeln und bedürftig, wie die Verstandesthätigkeit; Vorstellung aber wird nicht an sich und unmittelbar mit der Verstandesthätigkeit, die wir jetzt Begriff nennen wollen, zur Erkenntniß vereinigt; sondern alle Vorstellung, welche der Verstand ergreift, wird erst von der mit ihm parallel gehenden Einbildungskraft reproducirt, und zu einer Vorstellung für das Erkenntnißvermögen d. h. zur Anschauung erhoben. Die Verstandesthätigkeit geht nicht unmittelbar auf die Vorstellung, sondern nur mittelbar, nämlich durch die reproducirende Einbildungskraft; das höhere, was sich aus der Vorstellung erhebt, ist daher Begriff und Anschauung.

§. 508.

Diese beiden sind nothwendige und innigst verbundene Wechselglieder, und das erste, was den Menschen über das Thier erhebt, das weder Begriff noch Anschauung, sondern nur Vorstellung hat. Es läßt sich kein Begriff denken, dem nicht die Einbildungskraft ein, wenn auch noch so unbestimmtes, anschauliches Substrat unterlegen müßte, und keine Anschauung, die nicht auf irgend eine, wenn auch noch so leise, Art durch den Verstand begränzt würde. Man denke sich z. B. Zeit und Raum, so wird man sich nicht enthalten können, bey der Zeit in sich selbst eine unbestimmte Reihe mit unbestimmtem Ende schnell vorübergehen zu lassen, und bey dem Raume wird man sich eine gränzenlose Ausdehnung zu denken nicht er-

wehren können, obgleich aus dieser Ausdehnung wie aus jener Reihe möglichst alle Bestimmtheit durch Objekte weggenommen ist. Daher hat man dem Raume und der Zeit die Benennung reiner Anschauungen gegeben; allein sie mögen mit gleichem Rechte reine Begriffe heissen, denn es ist ganz gleich, ob man darauf reflektirt, daß in ihnen nur Begränzung überhaupt, oder darauf, daß in ihnen nur Ausdehnung überhaupt gegeben ist. Daher haben wir sie mit vollem Rechte die Extreme des Verstandes genannt, weil sowohl Einbildungskraft als Verstand in ihnen möglichst unbestimmt sind, der Verstand sie aber beide doch noch in einer wechselseitigen Entgegensetzung festhält.

§. 509.

Bezieht man das Gesagte auf den Erkenntnißtrieb, so erhält dieser dadurch eine Duplizität als Trieb nach Anschauung und Begriff, und das Gefühl wird verschieden afficirt, je nachdem der Sachtrieb oder Formtrieb (wie Schiller sie einst nannte) einseitig, oder beide zugleich befriedigt werden. Im Begriffe reproducirt sich die objektbestimmende Seite des Vorstellungsvermögens, die nach aussen gehende; in der Anschauung aber die innere, subjektive, fühlende Seite desselben; denn die Einbildungskraft ist thätiges und unbegränztes, dessen Begränzung durch den Verstand gefühlt wird. Es entsteht also jetzt eine neue Ansicht des Verstandes als Erkenntnißvermögens im Gegensatze gegen die Einbildungskraft als Gefühlsvermögen, und die Erkenntnisse werden beurtheilt,

entweder als leer für den Verstand, oder arm für das Gefühl, je nachdem entweder die begränzende Verstandesthätigkeit, oder die erweiternde Einbildungskraft auf ihre Produktion überwiegend einflossen. Dieser Unterschied geht auf die Subjektivität der Individuen als Charakter bestimmend, so daß man dem einen mehr Verstand, dem andern mehr Gefühl zuerkennt, mehr Kopf oder mehr Herz. Beyde Thätigkeiten, die des Gefühls und die des Verstandes, stehen indeß unter den allgemeinen Gesetzen der Erregung, nach welchen Reitze in der Quantität und Qualität sich ändern müssen, um Reitze zu bleiben, daher die lange Weile denn eben sowohl bey einem Compendium der Logik als bey einem empfindsamen Romane möglich ist, und der Wechsel bedeutender Anschauungen den gesunden Geist am besten unterhält, d. i. in Thätigkeit erhält.

§. 510.

Verstand und Einbildungskraft als ununterbrochene Thätigkeiten des geistigen Lebens greifen endlich auch in jenen Zustand ein, den wir oben unter dem Namen des Schlafs kennen gelernt haben; nämlich sie modificiren die Träume, und wo das Nervensystem schwach genug ist, um von jeder geistigen Affektion sogleich ganz ergriffen zu werden, da bestimmt die Geistesthätigkeit im Traume wie im Wachen den niedern Organismus, so daß Nachtwandler oft im Traume denken und schreiben. Sonst aber ist im Schlafe das gesunde Nervensystem den Einwirkungen der geistigen Reitze entzogen, und die Geistesthätigkeit

treibt dann unter sich selbst ein Spiel, das von der Hülse objektiver Sinnlichkeit verlassen, ein durch habituelle Combinationen oder augenblickliche Sensationen beherrschtes Spiel treibt, das oft um so wunderbarer erscheint, je weniger wir die momentanen Potenzen kennen, die auf dasselbe wirkten.

§. 511.

Man hat oft als eine schwere Aufgabe für die Theorie die Frage hingeworfen: wie denn Träumen und Wachen mit Sicherheit zu unterscheiden sey, da man ja im Traume ebenfalls in Raum und Zeit zu leben und zu handeln glaube, wie im Wachen? — Die Antwort ist aus unserer Theorie des Traumes nicht schwer und lautet so: Traum ist ein Leben des innern (geistigen) Organismus, der von der Wechselwirkung mit dem äussern (vegetativen) Organismus abgeschnitten ist; Wachen ist eine durch das Wechselspiel beider Organismen bedingte Thätigkeit. Daher kann der Zustand des Träumenden von ihm selbst nie als solcher erkannt werden, weil von dem Traume sein Entgegengesetztes, das Wachen, ausgeschlossen ist; wohl aber kann der Wachende sich als wachend erkennen, weil die Sphäre des wachenden Lebens die engere Sphäre des Träumens in sich schließt. Aus dem Wachen geht man durch Beschränkung in den Traum über, das Bewußtseyn des Wachenden ist daher fähig, sich als nicht träumend wahrzunehmen; aber der Uebergang aus dem Traume ins Wachen ist eine Erweiterung des Seyns, und daher kann der Träumende sich von dem Wachenden, dessen Bewußt-

seyn ganz von seiner Sphäre ausgeschlossen ist, nicht unterscheiden *). Wir können mit Gewißheit behaupten, daß wir nicht träumen; aber der Träumende kann zu der Ueberzeugung, daß er nicht wache, nie gelangen. Unterscheidung ist nur durch Beschränkung einer weitern Sphäre möglich, in welcher man sich zuerst befindet; wer von Anfang in die engere gesetzt ist, kennt keinen Unterschied.

§. 512.

Schon von dem niedern Vorstellungsvermögen sahen wir eine Thätigkeit ausgehen auf das Sensorium, von diesem auf die Nerven, und endlich auf die Muskeln, in deren

*) Die Erscheinungen des magnetischen und nicht magnetischen Somnambulismus sind Aeusserungen eines Träumens, das an das Wachen gränzt, und von diesem nur darinn differirt, daß der Somnambulist entweder nicht alle äussere und innere Sinne in Wechselthätigkeit gesetzt hat, (z. B. nur mit dem Ohre wacht, und mit den andern Sinnen schläft, daher ihm auch die gegenseitige Unterstützung der äussern Sinne mangelt) oder daß (wie es gewöhnlich bey magnetischen Somnambulisten der Fall ist) die Thätigkeit des Vorstellungsvermögens an eine bestimmte Art von Erregung (Manipulation) so gewöhnt ist, daß, so oft diese eintritt, die Empfänglichkeit für andere Arten der Erregung aufhört. Daher die zauberisch scheinende Correspondenz (Rapport) des Magnetiseurs mit dem Magnetisirten, die doch einen völlig ähnlichen Grund hat als die Erscheinung, daß gewohnte Tabakraucher nur durch Rauchen gewisse natürliche Verrichtungen im Gange erhalten können. In beiden Fällen wurde die Natur durch Angewöhnung an Einen spezifischen Reiz für Reitze anderer Art unempfänglich, beym Somnambulisten temporär, beym Tabakraucher für immer.

deren räumlichen Bewegung sie erlosch. Diese Bewegung wurde bezogen auf Sensationen, die vorher durch die Sinne in das Sensorium gekommen waren, und der Punkt, wo jene Bewegungen mit den Sensationen in Berührung traten, hieß uns eine objektive Welt. Jetzt, da wir den Organismus höher geführt haben, und uns aus dem Vorstellungsvermögen Verstand und Einbildungskraft eben so getrennt hervorgehen, wie aus dem äussern Gefühlssinne der Geschmack und Geruch, wird uns auch die Quelle jener Thätigkeit nach aussen eine höher bestimmte seyn, nämlich eine solche, die im Verstande und der ihm parallelen Einbildungskraft entspringt. Verstand und Einbildungskraft sind von dem inneren Gemeingefühle begleitet, das von Trieben bestimmt wird, die jenes Objekt doch als angenehm anziehen, dieses als unangenehm abstoßen. Verstand und Einbildungskraft werden daher nur dann in Harmonie seyn mit dem Gefühle, wenn die Sensationen stets angenehm sind; und nur ein Zustand steten Vergnügens kann den Organismus auf dieser Stufe mit sich selbst in Harmonie bringen; dieser Zustand wäre Glückseligkeit.

§. 513.

Die Sensationen sind an sich zwar unabhängig und nur darum objektiv, allein die nach aussen gehende Bewegung hängt ja vom höhern Organismus ab; dieser wird also genöthigt durch Triebe das Bewegungsvermögen so, bestimmen, daß die vom begehrenden Gefühle (Begehrungsvermögen) geforderten Sensationen entstehen. Daß jede nach aussen gehende Bewegung als Sensation

wieder in den innern Organismus zurückkehre, haben wir oben schon gezeigt, und es ist daraus klar, wie der Verstand als bestimmend das Bewegungsvermögen den Forderungen desselben im Allgemeinen Genüge thun könne. Im Einzelnen kann durch ein Beyspiel leicht anschaulich gemacht werden, wie unsere sogenannte objektive Wirksamkeit ein bloses Wechselspiel organischer Sensationen und Bewegungen sey, in deren mehr oder minder organischem Zusammentreffen das Ganze unseres angenehmen oder unangenehmen Zustandes liegt. Es sey z. B. der Zunge einmal die Sensation des Süssen bekannt und angenehm, so wird die innere Begierde so lange darnach streben, bis durch häufigen Genuß der Süssigkeit sie aufhört, für die Zunge Reitz zu seyn. Ist nun dies Streben in dem Organismus nicht befriedigt, so ist in ihm Anziehung ohne Angezogenes, einseitige und darum unangenehm gefühlte Thätigkeit. Nun kam der Zunge die Sensation des Süssen nicht allein, sie war vielmehr an eine Anschauung des Auges und Beschränkung des Gefühls gebunden, die jedesmal vorher eintraten, ehe die Zunge Süssigkeit empfand. Diese Anschauung einer weissen Form verbunden mit dem Gefühl der Ecken und der Härte faßte der Verstand schon längst mit dem süssen Geschmacke in den Begriff des Zuckers zusammen; er wird also jetzt, um die organische Begierde zu befriedigen, durch Bewegungen der Glieder die Anschauungen wieder zu bewirken suchen, mit denen einst die Sensation des Süssen verbunden war. Setzen wir, der Zucker sey auf einem Tische in einem Zimmer gelegen, wohin erst gegangen werden mußte, so

war die Sensation von Süssigkeit des Zuckers erst durch die einer gewissen Bewegung und Richtung der Füße, Hände u. s. w. vermittelt und bedingt, und der Verstand wird also, um dem Triebe die Befriedigung zu geben, erst alle jene Bewegungen erzeugen, durch welche er die Sensation des Süssen zuerst bedingt fand, bis er endlich nach realisirten Bedingungen das Bedingte wieder findet*). So ist alle objektive Thätigkeit nichts als ein Wechselspiel von Sensationen und Bewegungen, und wenn der Organismus auf dieser Stufe sich vollenden soll, so hat der Verstand blos sich zu beschäftigen, die Wechselverhältnisse zwischen Sensationen und Sensationen, dann zwischen Sensationen und Vorstellungen sich bekannt zu machen, um den Aeusserungen der Begierde gemäß die Bewegungen auf die Sensationen zu richten. Die Achtsamkeit auf die Verhältnisse der Sensationen unter sich und zum Organismus wird den Verstand selbst lehren, ein quantitatives Verhältniß unter ihnen zu behaupten, so daß sie sich unter einander durch Uebergewicht nicht unmöglich machen; mit einem Worte, der Verstand wird nur darum Wahrheit suchen, um die Triebe naturgemäß befriedigen zu können, und mit Erreichung eines Zustandes des möglichsten Genusses (durch ein richtiges, dem Orga-

*) Die Reihe von Sensationen, in welcher die des Zuckers zuerst vorkam, wird nachher, sobald Begierde nach Zucker entsteht, mit Willkühr wieder durchlaufen, so wie sie zuerst halb willkührlich und halb unwillkührlich (durch Sensationen und Bewegungen) entstanden war.

nismus angemessenes Verhältniß der Extensität und Intensität des Vergnügens) ist das Höchste dieser Stufe des Daseyns auch erreicht. Auf diesem Wege naturgemäßer Thätigkeit wird es dem Verstande auch zu statten kommen, daß eine gewohnte Reihe von Sensationen im Organismus sich leicht wieder ganz reproducirt, sobald nur irgendwo ein Glied derselben gegeben ist, wobey nämlich die Einbildungskraft, zu dem einzelnen Gliede leicht die übrigen Glieder der Reihe hinzufügt. Eine solche Einbildungskraft, die gewohnte Reihen leicht wieder reconstruirt, heißt Gedächtniß, und hängt an Aussendingen als Kennzeichen, weil sie mit Sensationen sich beschäftigt, die nur durch Aussenverhältnisse sich aneihen; selbst der Verstand, der schon ein Inneres in die Sensationen legt, bestimmt dieses Innere nur durch relative Gegensätze, und mehr als in dem Verstande selbst ist, kann auf dieser Stufe des Organismus nirgends seyn. — Der Egoismus, den wir als den niedrigsten und ersten der Triebe erkannt haben, wird also hier durch Verstand und Gedächtniß unterstützt eine weitere Sphäre um sich ziehen, als er auf der Stufe des blosen Vorstellungsvermögens vermochte; denn Verstand und Einbildungskraft setzen ihr Objekt schon ebenfalls in eine größere Ferne, wie in den äussern Sinnen der Geruch.

§. 514.

In der Wechselwirkung zwischen Sensation und Bewegung wird der innerste Organismus sich selbst äusserlich oder objektiv, und wir erkannten schon oben ein sehr

nahe liegendes Medium dieses Wechselsspiels in der Stimme. Wir konnten aber, da der Organismus selbst noch nicht höher gehoben war, als zum Vorstellungsvermögen, d. h. zur Empfindung der Sensationen, alle Thätigkeit des Organismus in der Stimme, nur als Laut der Empfindung darstellen. Als solche fanden wir die Sprache der Thiere, und erwiesen, daß von derselben gänzlich alles ausgeschlossen sey, was man etwa Willkühr nennen könnte. Ein Laut ihrer Stimme ist nothwendige und unausbleibliche Folge irgend eines auf sie wirkenden Reitzes, der stark genug war, aus dem Sensorium wieder herabzusteigen, und sich in Bewegung zu verlieren.

§. 515.

Als unsere Untersuchung sich zur Stufe des Verstandes erhob, erkannten wir in ihm eine Thätigkeit, die über den Nexus der Vorstellungen selbst erhaben, sie selbst zu reihen und zu ordnen, zu analysiren und zu synthesiren vermochte, die sogar im Stande war, sich eine innere Reihe von Sensationen zu erzeugen, um eben dieselbe auch für die äussern Sinne darzustellen (Zweckbegriff); mit dem Eintreten des Verstandes also hörte die unmittelbare Nothwendigkeit des Wechselpiels der Sensationen auf, und es trat eine Wechselbestimmung unter ihnen ein, die von einem höhern Prinzip (dem Verstande) aus vor oder rückwärts bestimmt angefangen, oder abgebrochen werden konnte. Diese mittlere Wechselbestimmung der Vorstellungen heißt Willkühr; — sie bleibt noch immer Wechselbestimmung der Vorstellungen unter sich, denn

auch der Zweckbegriff, der in Handlung übergehen will, muß erst Vorstellung werden; aber das erste bewegende Prinzip liegt jetzt nicht mehr im Kreise der Vorstellungen selbst eingeschlossen. Wenn aber gleich der Verstand durch seine Willkühr sich aus der Kette unmittelbarer Wechselbestimmung losgerissen hat, so ist er darum noch nicht frey; wir wissen, daß er durch das Vergnügen bestimmt wird, das entweder in seiner eigenen Thätigkeit, oder in den Anschauungen der Einbildungskraft, oder den Vorstellungen der Sinne liegt. Vergnügen ist der letzte und nothwendige Bestimmungsgrund der Willkühr, und darum ist sie nicht frey, ob sie gleich eine Sphäre hat, in welcher sie zu wählen scheint.

§. 516.

Wo Willkühr über die Stimme gebietet, da legt sie auch sich in die Stimme und erhebt die blosen Laute der Empfindung zur Sprache, d. h. zum Abdrucke dessen, was in der Sphäre des verständigen Organismus sich verändert. Sie läßt in der Sprache entstehen, was in dem Verstande vorhanden ist, und verfährt dabey eben so, wie der Verstand, dessen ganzes Wesen wir in Entgegensetzungen thätig gesehen haben. Eine Reihe von Entgegensetzungen, zu welchen die Einbildungskraft die continuirliche Einheit giebt, erzeugt dem Verstande einen Theil seiner durch die doppelte Abhängigkeit der Caussalität und der Wechselbestimmung bezeichneten Welt, und eben diese drückt er in der an sich bestimmungslosen Ein-

heit der Stimme ab, die er zu Tönen bildet, die wechselsweise durch einander bestimmbar sind. Solche Töne heissen Worte, und ihre Zusammenfassung eine Sprache.

§. 517.

Es ist klar, daß die Sprache ein Organismus seyn müsse, wie die Realität der Dinge selbst, und daß gerade in diesem Organismus der wesentliche Charakter liege, der sie zur Sprache macht, und über die Laute der Thiere erhebt. Dem zu Folge müssen die Gegensätze der Verstandeswelt, Bewegung und Ruhe, sich auch in ihr abdrücken, und da jene Gegensätze sowohl in einer Substanz für sich selbst, als in dem Verhältnisse der Substanzen unter einander vorkommen können, so bedarf eine Sprache sowohl eines allgemeinen sich bewegenden und ruhenden Theils, als auch fester Zeichen für die Verhältnisse, welche das Ruhende in Bewegung, oder das Bewegte in Ruhe versetzen. Der sich bewegende Theil, die Succession der Sprache, ist in den Zeitwörtern enthalten, der an sich ruhende, aber unter gewissen Verhaltnissen bewegte Theil in den Nennwörtern, und die Zeichen der Verhältnisse der Ruhe oder Bewegung sind die Präpositionen. So wie die an sich fixirten Nennwörter vermittelst der Präpositionen in Bewegung gesetzt werden können, so können durch eben dieselben die an sich bewegten Zeitwörter in Ruhe kommen; es bedarf nur eines Artikels (den eine philosophische Grammatik als bewegliche Präposition den unbeweglichen gegenüberstellen müßte) um aus

einem Verbum ein Substantiv zu machen, z. B. das Handeln.

Ferner: wie der Verstand in allem Urtheile ein Positives und Negatives, Bestimmendes und Unbestimmtes, verbindet, diese Verbindung aber nicht absolut ist, sondern von der Nothwendigkeit aller übrigen möglichen und wirklichen Verbindungen in den Schranken der Endlichkeit gehalten wird, eben so trennt auch die Sprache die Nennwörter in Substantive und Adjective, deren erstere das Unbestimmte (Positive), letztere das Bestimmende (Negative) bezeichnen, und durch das Zeitwort Seyn werden beide verbunden, weil dieses in der Sprache der Träger aller Gegensätze ist, wie im Geiste die Einbildungskraft, und diese Copula eines Urtheils gilt denn auch nie im unendlichen Sinne, weil jedes Urtheil ein anderes voraussetzt, und ein drittes bestimmt, welchen allen dieselbe Copula dienen muß. Daß die Substantive zu Adjektiven, und umgekehrt diese zu Substantiven werden können, ist ebenfalls nothwendig, weil in der objektiven Welt jedes einzelne bald positiv bald negativ ist, je nachdem es in andere Verhältnisse tritt; dasselbe Stück Harz mit Metall gerieben zeigt + E, mit Glase gerieben — E, ja zwey völlig gleiche Substanzen wechseln ihr E, je nachdem die eine oder die andere die reibende oder geriebene ist.

§. 518.

So legt der Verstand in einer organisirten Sprache seine innere Welt äusserlich nieder, und bildet in ihr Ur-

theile, wie er in sich Begriffe erzeugt. Der Verstand aber, der erst zu verstehen anfängt, componirt blos einzelne Urtheile ohne gegenseitige Beziehung, weil er sich auch blos fragmentarische Begriffe ohne Entgegensetzung zu schaffen vermag. Daher ist die Sprache des Kindes und des ungebildeten Wilden blos eine Sammlung von Urtheilen, die er ohne innere Verbindung blos succedirend vorträgt, wie ihm selbst auch die äussere Welt ohne innere Verkettung erscheint. Eine so unkultivirte Sprache entbehrt größtentheils die Conjunktionen, als Ausdrücke der Entgegensetzung der Urtheile oder Begriffe, hat aber dafür desto mehr Interjektionen, welche, als blose Laute der Empfindung die menschliche Sprache der Thiersprache nähern. Wie der Verstand die Entgegensetzungen in seiner innern Welt weiter treibt, so wird ihm auch die Sprache mit neuen Verhältnißzeichen bereichert, und es entsteht endlich die Möglichkeit, eine Anzahl von Urtheilen durch mancherley Gegensätze in organische Verbindung zu bringen; der Sprechende erhebt seine Urtheile zu Perioden, und seine Sprache wird dadurch erst zur Rede.

§. 519.

So bildet sich der Verstand eine Sprache; aber neben ihm herrscht auf dieser Stufe die Einbildungskraft, und wenn er strebt, ihre Continuität durch unendliche Spaltung zu stören, so strebt sie dagegen, selbst das Stückwerk, das sich unter seiner Gewalt gebildet hat, wieder in Continuität aufzulösen. Die Einbildungskraft treibt den Ver-

stand, für die Empfindung thätig zu seyn, und wo er Worte bildet, nöthigt sie ihm eine Rücksicht auf ihren Ton auf; wo er für das Bezeichnende und Bestimmte der Sprache besorgt ist, nimmt sie den Wohlklang der Sprache in Schutz, und setzt dadurch einigermassen die Worte wieder zu Lauten herab. Wohlklingende Sprachen sind das Eigenthum weicher Völker, bey denen der Verstand die Einbildungskraft nicht zu dominiren vermochte; die deutsche Sprache gewinnt erst Wohlklang, seitdem der Deutsche aufhört, ein personificirter Verstand zu seyn.

§. 520.

Der Geselligkeitstrieb, den wir schon oben auf die Thiersprache gründeten, kann in der Sprache, die der Verstand beherrscht, nur einen weitern Spielraum finden. Mit dem Verstande ist zugleich Erkenntnißtrieb und Trieb nach wechselnden Anschauungen gesetzt, und diese beide geben der Wechselwirkung zwischen Individuen von dieser Organisationsstufe ein reiches Gebiet. Individuen in Mehrzahl müssen auch auf dieser Stufe seyn, weil das Universum schon ursprünglich Vielheit ist, und die Organisation in die Krystallisation fortsetzend eingreift, also nur immer durch Beschränkung und theilweise zum Produkte kommt. Wenn also auch der höhere Organismus des Verstandes nur eine Individualisirungsstuffe der Natur ist, so müssen alle Individuen, obgleich von Einer Stufe, doch in sich verschieden, und in ihrer Gesammtheit genommen polarisirend seyn, so daß z. B. (um nur an der äussern Erscheinung dieser Polarität einen Wink für die

innere klimatische Verschiedenheit der Nationen zu geben,) der schwarze Neger im Verhältniß zu dem weissen Nordländer die Organisation des Kohlenstoffs darstellt, indeß im Europäer der Stickstoff überwiegend herrscht. Diese Verschiedenheit nun, die im letzten Ende doch nur überhaupt durch Individualität begründet ist, ist nothwendig auch eine innere, und verursacht, daß in jedem Individuum dieselbe Sensation, derselbe Begriff wieder anders empfunden oder dargestellt wird, so daß hieraus für die wechselseitige Aeusserung in einer organisirten Sprache ein hoher Reitz erwachsen muß. Jedes ausgesprochene eigne Wort kehrt dem Aussprechenden selbst wieder als Sensation zurück, und eben so wird das ausgesprochene Wort eines andern für mich Sensation und Begriff, und dadurch eben Reitz, mein eignes Inneres selbst dem Worte anzuvertrauen. So liegt wieder ein Theil der physischen Reitze meiner Thätigkeit, also ein Theil meines Lebens, in den andern Individuen, und kettet mich an sie; treibt aber vollends mein Verstand mich an, zu wissen, so finde ich die Sphäre meines Seyns gar sehr beschränkt, andere aber in andern Sphären, also auch anderes wissend, und so scheint es dem Verstande, als ob im Umgange mit sehr vielen sich endlich der Trieb nach Wissen stillen ließe. Es sey nun in diesem Triebe die Erkenntniß überwiegend oder die anschauende Einbildungskraft, er gehe auf Theorie oder auf Mährchen, so hängt seine Befriedigung doch größtentheils von andern ab, und bestimmt meinen Egoismus, zum Behuf der Befriedigung dieses Bedürfnisses andere zweckmäßig zu behandeln; dadurch entsteht Umgang, und

unter einigen endlich Gewohnheit des Umgangs, welche in gemeinem Sinne Freundschaft heißt, ein neuer Sieg der Natur über den Egoismus ihres Produkts.

§. 521.

Auch die Liebe wird auf dieser Stufe höher gehoben. Nicht nur daß Neigung die Geschlechter sich nothwendig macht, auch der Verstand und die Einbildungskraft beider treten jetzt in eine Wechselwirkung, die ein neues und um so stärkeres Band zwischen ihnen knüpft, je entschiedener jedes Geschlecht seinen eigenen Charakter durchführt. Denn je mehr die Differenzen getrennt und gesondert sind, desto heftiger ziehen sie sich an, wo sie sich begegnen. Auf der höhern Stufe hat jedes mehr in dem andern zu suchen, und wo sie sich finden, umschlingen sie sich daher auch desto inniger; beyde sind sich ein Gegenstand des Vergnügens, und dies um so mehr, je reicher ihre Einbildungskraft, je thätiger ihr Verstand ist. Aber die Liebe ist hier doch nur auf das wechselnde Geben und Nehmen von Verstandes- und Sinnesgenuß beschränkt, und hört auf, sobald die Liebenden aufhören, für einander reitzend zu seyn. Kurz diese ganze Stufe des Seyns ist die, deren Theorie Hippias im Agathon für jeden, der sich freywillig auf sie herabsetzen will, so treflich entwickelt.

§. 522.

Es leuchtet ein, daß diese Stufe des Seyns nicht nur über die der todten Cohäsion, sondern auch über das blos thierische Seyn erhaben sey. Nämlich: die todte

Cohäsion wird von allem Berührendem unmittelbar angezogen oder abgestoßen, Hippias aber hat eine Menge von Objekten um sich, von denen ihn keines nothwendig und unmittelbar anzieht; ferner, das Thier hat auch eine Menge von Gegenständen und unterliegt unmittelbar dem, was als stärkster Reitz die stärkste Anziehung auf das Thier ausübt; Hippias aber hat das Vorrecht durch Thätigkeit seines Verstandes erst zu bestimmen, welches von den vielen reitzenden Objekten ihm das am stärksten reitzende seyn soll, und wenn irgend eines dieser Objekte etwa andern an Reitze nachstände, so kann er sich doch davon anziehen lassen, indem er willkührlich mit der Anschauung desselben eine Vorstellung verknüpft, die dem natürlichen Reitze des Objekts einen Zuwachs giebt. Hippias kann vermöge seines Verstandes für die Genüsse ein richtiges Verhältniß der Intensität und Extensität berechnen, und darnach seine Genüsse wählen *); seine Natur

*) Man sieht, was man sich unter Wahl zu denken hat. Der Verstand giebt jedem Objekte eine Beziehung auf das Subjekt, und welches Objekt die innigste Beziehung erhält, das wird vom Subjekte angezogen, gewählt. Die Beziehungen, die der Verstand den Objekten giebt, sind aber keineswegs frey; sie sind nothwendig bestimmt durch die Qualität der Objekte und die Individualität des Subjekts. Wer unter sinnlichen Dingen wählt, wählt nie frey, und die Freyheit hat überhaupt auf der Stufe des Hippias keine Bedeutung; ein Egoist ist nicht frey, und eben darum sucht er andere zu unterjochen. Man hat buchstäblich recht, von einem Hippias zu sagen, daß er ein Sklave seiner Lüste sey, so klug er auch Genüsse wählen und berechnen mag. Die Stufe, die wir jetzt bezeichnet haben, stellt überhaupt nur den Egoismus in seiner höchsten Entfaltung dar.

ist also offenbar erhaben über die thierische; aber die Sphäre von Thätigkeit und Empfänglichkeit, in der sein Leben sich einschließt, ist beschränkt durch die Zahl und Qualität der ihm erreichbaren Objekte. Hippias hat eine weitere Sphäre als das Thier, aber doch nur immer eine zufällig beschränkte; die Natur sogar wird ihm objektiv, aber nur die Natur, die ihm Genuß giebt. Wenn demnach auf dieser Stufe der Menschheit allerdings die Natur sich im Menschen reproducirt, so ist es doch immer nur ein Theil von ihr, der die Sinne des Individuums zu berühren gemacht ist.

§. 523.

Auf dieser Stufe entstehen dem Verstande, den die Wißbegierde treibt, die Aggregate von Erkenntnissen relativer Verhältnisse der Dinge, die in gemeiner Ansicht Wissenschaften heissen, und aus der bisherigen Bestimmung der Sphäre des Verstandes sich entwickeln lassen. In die Gränzen von Raum und Zeit eingeschlossen erzeugt der über sie reflektirende Verstand die Mathematik; berührt von den Objekten, die sich in jenen Formen bewegen oder ruhen, strebt er, sie selbst durch Entgegensetzung zu bestimmen, wodurch ihm Physik entsteht oder Geschichte, je nachdem er auf das Zugleichseyn oder die Succession der Qualitäten reflektirt. Heftet der Verstand den Blick auf das Verhältniß der Dinge zum Egoismus des Individuums, so entsteht entweder Diätetik und Heilkunde oder Klugheitslehre, sämmtlich Wissenschaften, die der Verstand dem Egoismus fröhnend zuerst erschuf.

§. 524.

Diese menschliche Stufe ist allerdings eine geistige, denn geistig ist alles, was aus einer Spaltung des niedern Vorstellungsvermögens Höheres hervorgeht. Dem gemeinen Urtheile aber heißt alles das geistig, was in einem individuellen Organismus sich der Anschauung seiner äussern Sinne entzieht, und also für diese aus dem Raume verschwindet. Darum heißt auch das Vorstellungsvermögen des Thieres geistig, weil das Thier keinen Sinn hat, um die Veränderungen seines Gehirns, die jede Vorstellung begleiten, als äusserlich anzuschauen, und auch der Mensch nur durch Schlüsse in dieses Dunkel einzudringen vermag. Es bleibt also dem geistigen Organe die Anschauung seiner selbst völlig benommen, und es tritt dadurch für sich selbst ausser dem Raume, ein Umstand der die allgemeine Täuschung begründet, als ob das Geistige auch an sich über den Raum erhaben wäre. Wenn indeß dem Geiste auch die unmittelbare Anschauung seines Organs entgeht, so muß doch die Thätigkeit selbst ihm bewußt werden, da ja alle Thätigkeit des höhern Organismus als Sensation wieder in sich zurückgeht, und der Organismus des Verstandes sogar in der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens etwas ihm völlig Objektives hat. Geistige Thätigkeit also unterscheidet sich auch in so ferne von materieller Bewegung, daß jene nur als Thätigkeit, diese aber auch von der Sensation ihres Organs begleitet zum Bewußtseyn kommt, und wenn einst die empirische Physiologie so weit gediehen seyn wird, die Organe der geistigen Thätigkeit bestimmt nachzuweisen, so wird zwar

wie jetzt die geistige Thätigkeit immer ohne Bewußtseyn ihres Organs bleiben, aber es wird doch nur von der Freyheit abhängen, jedes einzelne Denken auch mit dem Begriffe des denkenden Organs zu begleiten. Als unmittelbares Bewußtseyn wird aber jener Begriff des Organs niemals das Denken begleiten, und der Gegensatz zwischen reiner Thätigkeit und materieller Bewegung wird sonach immer seine subjektive Wahrheit behalten, so daß jene als erhaben über den Raum blos in die Zeit gesetzt wird, indeß alle äussere und materielle als räumlich betrachtet, und dem geistigen auch in so ferne entgegensetzt wird. Dadurch entsteht die Ansicht der Zeit als einer Form des innern, und des Raums als einer Form des äussern Sinnes.

§. 525.

Die geistige Thätigkeit und die materielle Welt stehen sich jetzt als entgegengesetzte gegenüber, weil dem Geiste nur seine Thätigkeit, nicht sein Organ objektiv wird; es scheint also im Geiste blos Thätigkeit, in der Natur blos Bewegung zu seyn, und Geist und Natur sind in eine Differenz ihres Wesens hineingezogen, bey welcher es zum lange unaufgelösten Problem werden muß, wie sich beide berühren, und etwas gemeinschaftliches haben können. Erheben wir indeß (wie wir jetzt zu thun genöthigt sind, um die Reproduktion des Universums in ihrer Vollendung zu zeigen) den Organismus auf eine höhere Stufe, auf der ihm alles, was wir auf den bisher bezeichneten Stufen erkannten, ebenfalls objektiv werde, so macht er selbst den von uns anticipirten Gegensatz zwischen Geist und

Natur

Natur, und bestimmt beide wechselseitig durch einander. Auf dieser höhern Stufe wird die Thätigkeit des Verstandes in einzelnen Entgegensetzungen aufgehoben, und zur entgegensetzenden Thätigkeit überhaupt, welche alle einzelnen Gegensätze als möglich umfaßt, und die Einbildungskraft, die sonst der Verstand in seinen Vereinzelungen als beschränkbar begleitete, erweitert sich zur Thätigkeit, deren Gränze mit keiner wirklichen Begränzung gegeben ist. Keine Entgegensetzung ist für diesen höhern Verstand die letzte, er mag zu jeder noch eine neue hinzufügen, jede noch in eine kleinere spalten; keine Beschränkung ist für diese höhere Einbildungskraft unüberwindlich, sie vermag sich über jede noch auszudehnen. Auf die Zeit bezogen werden diese beiden höhern Organe die begränzten Reihen des Verstandes zu unendlichen steigern durch Aufhebung aller bestimmten Gränze; auf den Raum bezogen werden sie in der Vielheit die Zahl auslöschen, und sie zur Allheit steigern. Verstand und Einbildungskraft zur **Vernunft** und **Phantasie** erhoben erzeugen die Unendlichkeit und die Allheit.

§. 526.

Vernunft und Phantasie greifen eben so nothwendig in einander ein, als Verstand und Einbildungskraft, indem wo die Vernunft des Verstandes Schranken durchbricht, dennoch eine positive Thätigkeit sie begleiten muß, um entfernte und beliebige Schranken zu tragen; oder wenn die Phantasie die Vielheit der Verstandesanschauungen zur Allheit erweitert, sie doch selbst in dieser Allheit

noch einer letzten und äussersten Schranke bedarf, die von der Vernunft gesetzt werden muß. Eben so greift auch das objektive Gebiet der Vernunft und Phantasie innig in einander, indem die Reihen des Verstandes von der Phantasie unendlich gemacht doch von der Vernunft wieder in ihren Anfangspunkt zurückgeleitet werden, so daß aus Unendlichkeit (der Succession) und Totalität (der Gegensätze) ein Einziges und Unzertrennbares sich erzeugt, nämlich die Idee des Universums.

§. 527.

Wir sind von einem realen Universum ausgehend jetzt bey einem idealen Universum angekommen, welches eine Reproduktion des erstern ist, und darum unsere Untersuchung als letzte Gränze schließt. Sie kann jetzt in der That nicht weiter vorwärts schreiten, da sie zu dem Punkte zurückgekehrt ist, von welchem sie ausgegangen war, wohl aber ist durch einen Rückblick noch das Verhältniß dieser höchsten Stufe zu den vorher bestimmten niedern zu fixiren.

Vernunft und Phantasie sind dieselben unendlichen Faktoren der Natur, die wir im Anfange unserer Untersuchung als Faktoren der Involution setzten, aus welcher wir das Individuelle ideal ableiteten. Sie sind von Expansiv- und Contraktivkraft nur dadurch unterschieden, daß zwischen ihnen und diesen Kräften alle Stufen des Organismus liegen, jene geistigen Kräfte also erst durch diese Stufen des Organismus herabsteigen müssen, um mit den Naturkräften in Berührung zu kommen, so wie diese erst durch Irritabilität, Sensibilität, Vorstellung und

Verstand gehen müssen, um von der Vernunft als Ideen aufgenommen zu werden. Der wesentliche Unterschied jener geistigen und dieser physischen Kräfte ist nur ein äusserer und relativer, nicht innerer und qualitativer; es giebt zwischen Vernunft und Phantasie und den beiden Urkräften der Natur keinen andern Unterschied, als daß jene auf dem Gipfel der Natur stehen, indeß diese ihre unterste Stufe bilden; man nehme die Zwischenstufen hinweg, die das Höchste von dem Tiefsten trennen, so fallen beide Extreme des Universums in ununterscheidbarer Realität zusammen.

§. 528.

Auch auf diese Stufe begleitet das innere Gefühl den Organismus, weil durch jede idealistische Thätigkeit der Zustand des Organismus verändert wird, jede also als innere Sensation, d. i. Vorstellung, in die Quelle zurückkehrt, von welcher sie ausgegangen ist. Und wie in der Sphäre des Verstandes eine subjektive Thätigkeit — das Denken — auf ein Objektives — die Vorstellung gieng, und die Anziehung der Thätigkeit und des Objekts als Trieb gefühlt wurde, so ist auch in der Vernunft eine subjektive Thätigkeit und eine objektive, deren Zusammentreffen durch einen Trieb gefordert wird. Den Trieb des Verstandes nach relativen Bestimmungen nannten wir Erkenntnißtrieb; die Vernunft als Streben nach Totalität kann ihn nicht der Art nach verändern, sondern blos zum Triebe nach vollendeter Erkenntniß erheben; füglich nennen wir daher jetzt erst Erkenntnißtrieb, und gestehen dem Verstande blos einen Trieb nach einzelnem Wissen zu, Wißbegierde.

§. 529.

Wie sich verhält die Vernunft zum Verstande, so verhält sich die wahre Erkenntniß zum historischen Wissen. Wahre Erkenntniß ist aber dasselbe, was wahres Seyn ist, nämlich Bestimmtheit durch die Totalität des Realen; weder Elektrizität eines Körpers, noch Magnetismus macht seine Existenz aus, beide sind nur zwey Relationen von den vielen, durch welche er mit dem Universum zusammenhängt; eben so ist Erkenntniß nur der Begriff, der durch die Totalität alles denkbaren bestimmt ist, nicht eben, daß seine Bestimmtheit durch alles Einzelne gegeben wäre (denn so wäre die Erkenntniß von der Realität nicht zu unterscheiden), sondern daß sein Verhältniß zu den Extremen des Universums erkannt sey. Ein solcher Begriff aber heißt uns Idee, und nur in Ideen ist wahre Erkenntniß.

§. 530.

Realität und Idealität sind die Extreme des Universums, und der Erkenntnißtrieb der Vernunft ist ein Trieb zu idealisiren, denn nur so wird die Totalität der Dinge ergriffen. In dieser Thätigkeit geht die Vernunft von sich selbst, als dem einen Extreme aus, und strebt mit idealischer Thätigkeit das andere Extrem zu erreichen. Erreicht sie es, so wird dadurch die Realität in Idealität verwandelt, und die Vernunft hat in diesem Kreislaufe eine durch unendlich viele Gegensätze erfüllte Totalität umfaßt. Ihr Kreislauf liegt ihr nun objektiv da als organische Idealität, d. h. als System der Philosophie, und der Er-

kenntnißtrieb der Vernunft ist überhaupt nichts als der Trieb zu philosophiren, seine Thätigkeit **Philosophie** = der Totalität der Erkenntnisse.

§. 531.

Es erhellt hieraus ohne Zweifel, daß Philosophie nothwendig und nichts als der volle Gebrauch der Vernunft sey, daß also, wer nie den Trieb zu philosophiren in sich empfand, auch nicht zur vollen Kultur seiner Vernunft gelangt sey, so weit es auch sein Verstand in historischem Wissen gebracht haben möge. Dieser Mangel an Kultur der Vernunft, oder gar an ihrer Anlage, verräth sich überall durch Verachtung dessen, was über das Sichtbare und Betastbare hinaus nach Totalität der Erkenntniß strebt; der unphilosophische Gelehrte acquiescirt in der Wechselbestimmung einer partiellen Reihe von Erscheinungen, und kennt weder den Anfang des Seyns noch sein Ende, weder Gott noch die Natur, noch auch sich selbst, den Menschen, der in thätigem Schweben zwischen Gott und der Natur seine Bestimmung erfüllen soll, indem er die beiden Extreme des Universums vermittelnd zusammenknüpft.

§. 532.

Als wir den Verstand zur Vernunft steigerten, erhoben wir auch die Einbildungskraft zur Phantasie, indem wir sie ebenfalls von den Schranken des Einzelnen und Partiellen befreyten. Wenn die Vernunft die Gränzen des Seyns bis auf die letzten Extreme erweitert, so muß

die Phantasie dieser Thätigkeit folgend das, was die Gränzen trägt, den Stoff, eben so weit ausdehnen, so daß in der Idee eines Universums, wie Vernunft und Phantasie sie vereint zu erreichen vermögen, eben sowohl unendliche Idealität als unendliche Realität seyn muß, wo denn der letztere Faktor ein Produkt der Phantasie ist. Die Phantasie als Quelle der Realität wird also, afficirt von dem Triebe, der Vernunft entgegen arbeiten, und was diese in Einer Entgegensetzung zusammenzufassen strebt, wird jene in eine Unendlichkeit von Gegensätzen auseinander treiben, ganz analog der Thätigkeit der Expansivkraft der Natur, die nimmer in Einem Produkte sich fesseln läßt, sondern jede Schranke durchbrechend die contrahirende Kraft durch ewig neue Beschränkungen zu Darstellung eines Universums zwingt. Eben so wird die Phantasie der Vernunft nicht gestatten, das Universum blos in der Indifferenz der höchsten Extreme zu begreifen, und wenn die Vernunft aus Idealität und Realität selbst die entgegengesetzte Richtung beider noch verbannen, das Universum also rein in seinem Mittelpunkt (Gott) auffassen wollte, so wird die Phantasie diesen Punkt nimmer fixirt lassen, sondern durch ihre Expansion die Vernunft zur Produktion unendlich vieler Radien nöthigen. Diesen Radien folgend müßte die Vernunft sich in der Ausdehnung verlieren, wenn sie nicht selbst sich zurückhielte, ihren Weg gegen den Mittelpunkt zurückliefe, und gewahr würde, daß in der Realität, in welcher sie sich zu verlieren fürchtete, immer nur eine Beschränkung der Idealität sich wiederholt. Der Weg der Vernunft vom Mittelpunkt des

Kreises nach der Richtung der Radien ist die Transscendentalphilosophie, welche vom idealen Extreme aus idealisirend fortschreitet, und, da die Radien jenes Kreises unendlich sind, nimmer endigen würde, wenn die Vernunft nicht schon im Mittelpunkte die doppelte Richtung nach innen und aussen erkannt hätte, durch welche Duplicität denn auch der Expansion der Radien eine Peripherie gegeben ist. Hat sich dagegen die Vernunft in der realen Expansion der Radien verloren, und sucht sich wieder zu finden, so findet sie den Mittelpunkt wieder, indem sie auch in dem entferntesten Punkte der Radien die doppelte Richtung erkennt, und von der Realität ausgehend diese durch wiederholte Beschränkungen (immer engere Zirkel in dem ersten unendlichen) der Idealität entgegenführt. So entsteht die Naturphilosophie, welche das Ideale als den Gipfel des Realen erkennt, so wie die Transscendentalphilosophie das Ideale als die erste Stufe des Realen betrachtet. Der Geist des Transscendentalphilosophen construirt und trägt die Natur der Dinge, die sich in der Construktion des Naturphilosophen zur Geistigkeit emporhebt; jene ist Werk der Vernunft, diese der Phantasie, aber nicht daß ohne die Wechselwirkung beider irgend eine zu Stande käme, sondern nur daß zu der einen der Trieb der Vernunft, zu der andern der Trieb der Phantasie nöthigt.

§. 533.

Natur= und Transscendentalphilosophie sind allerdings unter sich entgegengesetzt, wie Phantasie und Vernunft,

aber gegen alles ausser ihnen haben sie das Gemeinschaftliche, daß sie beide Philosophie, d. h. Totalität der Erkenntniß, und in so ferne Werk der Vernunft sind. Da nun die Vernunft die Totalität der Bestimmungen zum Objekt hat, wie der Verstand die Partialität, so muß auch die Vernunft als Erkenntnißvermögen eine stätige Form ihrer Thätigkeit haben, und dieselbe in ihrem Produkte zu trennen wissen. Dem Verstande schrieben wir zu die Form des Entgegensetzens, und erkannten in den verschiedenen Weisen seines Verfahrens die Gesetze der Logik. Der Vernunft können wir nun keine andere Form des Erkennens geben, als eben dieses Aufheben und Fixiren von Gegensätzen, aber mit steter Beziehung auf Totalität der Gegensätze. Wo die Vernuft entgegensetzt, da supponirt sie eine Allheit, wo sie Gegensätze aufhebt, da strebt sie zur Einheit dieser Allheit. Sie verbindet und trennt nur unter Voraussetzung eines organischen Universums.

§. 534.

Daraus folgt zuförderst, daß die Vernunft bey aller Thätigkeit durchgängige Gleichartigkeit des Stoffes voraussetze; zweytens, daß alle ihre Produkte nur verschiedene Selbstbestimmungen des Universums seyn können. Beides zusammen giebt die Idee einer Wissenschaft, die ohne ursprüngliche Verschiedenheit eines Stoffes Verschiedenheit der Produkte selbst erzeugt, und hiezu nichts bedarf, als daß ihr erstes Produkt fixirt, und für das zweyte objektiv werde. Ein solches erstes Produkt

nun kann nur die Form der Vernunftthätigkeit selbst seyn, die Einheit, und die folgenden Produkte können nur durch Beziehungen unter einander verschieden seyn, da die Vernunft ihrem Wesen nach nichts als die produktive Kraft der Einheit ist.

§. 535.

Durch Beziehungen soll in die formale Thätigkeit der Vernunft eine Verschiedenheit kommen. Da die Vernunft alles Verschiedene nur unter der Form der Totalität setzt, so können jene Beziehungen selbst nichts anderes seyn, als die realen Verhältnisse der Dinge in ihrer höchsten Reproduktion (d. h. Abstraktion) gedacht. Nun finden wir in unserer ganzen Untersuchung über die objektive Natur nichts, als eine Vielheit veranlaßt durch die Unendlichkeit der positiven Naturkraft, eine Entgegensetzung des Einzelnen in dieser Vielheit, und eine Reproduktion jedes Produkts durch Zerfallen in neue Faktoren. Die gesuchte formale Vernunftwissenschaft kann also zum Inhalte nur die Wiederholung der Einheit, die Entgegensetzung des Einzelnen, und die Form der Reproduktion haben.

§. 536.

Die Wiederholung der Einheit giebt die Zahl, und die Entgegensetzung des Einzelnen ist, da hiezu erst Beharrlichkeit supponirt wird, nur in der Form des Beharrlichen dem Raume als Figur möglich. Die Zahl aber und die Figur können beide für sich oder als Faktoren eines neuen Produkts betrachtet werden, d. h. als einfache

Größen oder als Wurzeln, und die Reproduktion in der Natur muß ihrer Form nach hier statt finden. Diese Form ist, wie wir gesehen haben, die Wiederholung des Gleichartigen, durch sie also müssen eben so, wie zu den gesetzten Einheiten neue gesetzt werden können, auch die Wurzeln sich zu Potenzen erheben lassen. Dies geschieht, indem von der Vernunft eine Einheit gesetzt wird, die eine andere schon gesetzte Einheit zu Faktoren habe. Wenn eine Linie quadrirt wird, so geschieht dadurch nichts, als daß die zwey in ihrer Construktion unvermeidlich gedachten entgegengesetzten Richtungen besonders gesetzt und in Verbindung gedacht werden *). Das ursprüngliche und eigentliche Quadrat der Linie ist also nicht das Viereck, wie man gemeinhin annimmt, sondern der rechte Winkel, das Viereck ist erst die Potenz des rechten Winkels. Dies erhellt auch schon aus dem, was §. 255. von dem pythagorischen Lehrsatze gesagt wurde, wo wir bewiesen, daß die zweyte Hypotenuse der Summe der beiden ersten Ka=

*) Alle Potenzirung setzt Duplizität voraus, darum ist die Potenz von 1 nicht auszudrücken, und 1^2 gehört unter die fingirten Supplementbegriffe der Mathematik. Aus 1 entsteht nur durch Addition eine Zahl, wie durch Addition von Punkten eine Linie; aber die kleinste Addition von 1 giebt eine Zahl (= 2), so wie die geringste Zusammensetzung von Punkten (zwey Punkte neben einander) eine Linie, und mit dieser ersten Addition fängt die Möglichkeit der Potenzirung an. Die Bezeichnung $2^2 = 4$ ist daher unrichtig; man muß schreiben $2^1 = 4$, dann $2^2 = 8$ und so fort. Der Cubus ist nicht durch a^3 sondern durch a^2 auszudrücken ꝛc.

theten gleich sey. Dies könnte nicht seyn, wenn nicht die Linie im Winkel sich potenzirt fände *).

§. 537.

Die Logik der Vernunft ist also die Mathematik, deren Wesen wir so eben deducirt haben. Die höhere Mathematik abstrahirt selbst von der Fixirung ihrer Größen durch Figuren, und behält blos Zahl als Wiederholung überhaupt und Funktionen übrig. Diese Funktionen sämmtlich reduciren sich auf beide; nämlich die des Wiederholens der Einheit (Additition) und der Vielheit (Multiplication) **), und die Potenzirung, sammt den Funktionen, die diesen entgegengesetzt sind, als Subtraktion und Division, dann das Ausziehen der Wurzel oder die De=

*) Der Begriff der Potenzirung hätte schon längst von jedem beliebigen Beyspiele abstrahirt werden können. Viere ist die Potenz von zwey, heißt, die Tetras ist ein Produkt, das zu Faktoren die Dyas hat, u. s. w.; potenziren heißt also: jedes gegebene Produkt zum Faktor eines neuen Produkts machen, und Wurzel ausziehen (depotenziren) heißt: jedes gegebene Produkt in seine Faktoren auflösen. Ersteres thut auf eine materielle Weise der synthetische, letzteres der analytische Chemiker.

**) Die Einheit ist überhaupt Faktor, und Addiren heißt blos, Faktoren zu Faktoren setzen, und die Reihe als Einheit (Summe) auffassen. Multipliciren heißt, Summen als Faktoren betrachten, und sie durch Wechselbestimmung unter einander zu Produkten erheben. Um aus 3 das Produkt 12 zu erhalten, muß ich es 4 mal setzen, das heißt, durch 4 bestimmen, wobey jede Trias als einzelner Faktor (Einheit) betrachtet wird. Daher läßt sich das Produkt der Multiplication auch durch Addition erhalten. Eine Potenz ist das Produkt aus gleichen Faktoren, also Neutralität.

potenzirung. Es ist wirklich wunderbar, daß die Mathematik vermittelst dieser Funktionen längst die Prozesse der schaffenden Natur nachahmte, ohne auch nur zu ahnden, daß sie Abstraktionen der Physik seyen, und von der Naturphilosophie erst volle Bedeutung erhalten können. Eben so wunderbar betrieb der Logiker bisher sein Werk, ohne sich als geistigen Chemiker anzuerkennen, und seinen Denkgesetzen mehr als idealen Werth zu verschaffen.

Nach dieser Einsicht aber darf man sich nicht mehr wundern, woher die Mathematik ihren Stolz auf unfehlbare Gewißheit habe; sie producirt ideel genau so, wie die Natur reel, nämlich durch Totalität der Wechselbestimmung, und es kann ihr also die Wahrheit eben so wenig fehlen, als den Produkten der Natur die Realität. Jede Gleichung ist ein kleines Universum, wo alles sich organisch wechselseitig bestimmt; und die Mathematik setzt nie unter der Form eines absoluten Gegensatzes, wie die philosophirende Vernunft, sondern stets unter der Form der Totalität der Wechselglieder, d. h. des Organismus. Der Philosoph theile eine Linie, so wird er jeden Theil willkührlich benennen; es theile sie der Mathematiker, so benennt er erst Ganze, etwa die Linie = x, ihre Theile gleich a + b, und er hat dadurch folgende Wechselbestimmungen: $x = a + b$. $a = x - b$. $b = x - a$, drey Erkenntnisse, deren jedes das andere voraussetzt, indeß der Philosoph mit seinen Benennungen der Theile und der Linie nichts als Einzelnheiten hat. Freylich entgeht es dem Mathematiker, daß etwa a positiv, b negativ, und x ein Magnet ist; aber er hat doch die drey Erkenntnisse

der Form des Organismus unterworfen, indeß dem Philosophen selbst x als Magnet noch ein Fragment der Natur bleibt.

§. 538.

Philosophie und Mathematik sind die Werke der Vernunft in ihrer Herrschaft über die Phantasie; wenn die eine dieser Wissenschaften Einheit in die Totalität zu bringen sucht, so strebt dagegen die andere, organische Form in die Vielheit zu bringen. Die Mathematik läßt sich als Wissenschaft der Form des Organismus am besten definiren, und es ist einseitig, ihr Wesen in Größenbestimmung zu setzen, da vielmehr Wechselbestimmung ihr Wesen ist. Daß die reinste Wechselbestimmung nur an Größenverhältnissen construirbar ist, kommt daher, weil die Vernunft in der ihr eignen Ansicht des Universums alle Differenz aufhebt, so daß also nur gleichartige Thätigkeit überbleibt, in welcher nichts zu unterscheiden ist, als Quantität und Richtung, auf welche beide sich beziehend die Mathematik entweder Analysis oder Geometrie ist. Zugleich erhellt aber auch die Abhängigkeit der Mathematik von der Philosophie, indem die Mathematik theils ein ursprünglich Gleichartiges voraussetzen, theils auch ihre eigenen Prozesse oder Funktionen, wie wir in den vorigen §§. gezeigt haben, von der Philosophie borgen muß. Daraus folgt ferner, daß die Mathematik sich gleich der Logik nicht als selbstständige Wissenschaft, weder in ihrer Begründung noch in ihrer Vollendung, darstellen könne, indem sie, wie gesagt, erst auf dem Boden der Phi-

losophie Wurzel fassen muß, und auch mit ihren höchsten und schönsten Wechselbestimmungen die Totalität nie erreichen, sich also nie schliessen kann, da das Gebiet der Philosophie, auf welchem sie wandelt, die Unendlichkeit selbst ist.

Es kann nach diesen gegebenen Ansichten der Mathematik nicht schwer seyn, zu erklären, warum der blose Mathematiker nicht nur, wie gewöhnlich, ein geistloser Mensch ist, sondern es kann auch bewiesen werden, warum er es immer seyn muß. Es wird nämlich die Thätigkeit der Phantasie im mathematischen Denken dahin beschränkt, alle Bestimmungen der Vernunft als Gränzen eines Gleichartigen festzuhalten, und es wird die Reflexion von dem begränzten ab, stets auf die Gränze allein gerichtet, welche das Werk der blosen Vernunft ist. Die Anschauung, und vermittelst ihrer das Gefühl, muß also ganz unbefriedigt bleiben, da die Vielheit selbst nur in die blose Form ihrer Wechselbestimmung aufgelöst wird. Der Philosoph löst zwar gleichfalls die Vielheit in Einheit auf, aber er muß auch, falls er die Wissenschaft vollendet ausüben will, die Vielheit aus der Einheit wieder herstellen, und wenn ihm also auf der einen Seite der Reichthum des Seyns zu verschwinden scheint, ergießt er sich auf der andern Seite nur um so reichlicher, und auch selbst da, wo der Philosoph blos abstrahirt, begleitet ihn noch die Phantasie mit Gestalten, die ihm eine Vielheit entgegen halten. Ich rathe daher, um das Studium der Mathematik zu einem humanen zu machen, die reine Mathematik in Philosophie zu verwandeln, welches sich, wie

ich im ersten Buche an Beyspielen gezeigt habe, gar wohl ausführen läßt. Auch mit der höhern Mathematik läßt es sich thun; da ich indeß oben kein Beyspiel davon gegeben habe, so gebe ich, damit man sich um so leichter überzeuge, hier eines.

Wenn $ax = cb$, so ist $x = \frac{cb}{a}$ dies heißt philosophisch ausgedrückt: wenn zwey Produkte, jedes von zwey Faktoren, sich gleich sind, so sind auch die Faktoren beider Produkte wechselsweise in jedem enthalten. Oder:

$$x^n = r$$

heißt philosophisch ausgedrückt: eine Potenz niederer Ordnung ist gleich einer einfachen Größe höherer Ordnung. Dies ist dasselbe mit dem Satze: das Maximum einer niedern Stufe wird zum Minimum einer höhern; z. B. das Maximum der Deklamation wird zum Minimum des Gesanges u. s. w. Eine solche Bearbeitung der Mathematik würde diese Wissenschaft auch dem philosophischen und poetischen Kopfe empfehlen, der jetzt vor ihrem Studium eine nicht ungegründete Abneigung fühlt. Philosophische Köpfe wie Leibnitz haben gewiß die Mathematik mehr selbst auf ähnliche Weise erfunden, als nach der gewöhnlichen geisttödtenden Methode studirt *). Allein aus

*) Ich erinnere mich einer interessanten Anekdote vom seel. Kästner, die ich mir hier wieder zu erzählen erlaube, da sie so treflich meine Behauptung unterstützt. Ein Student, der mit eisernem Fleiße Mathematik studirte, brachte Kästnern einmal die Reduktion zweyer sehr verwickelter Gleichungen. Dieser sah das Exercitium durch, fand die Reduktion richtig, lächelte

einer dunkeln Beziehung mathematischer Sätze auf philosophische Allgemeinheit erkläre ich mir die oft so bewundernswürdige Kürze in Kästners Behandlung mathematischer Aufgaben, die mit der Weitschweifigkeit blos formaler Mathematiker auffallend genug absticht, und in der That etwas genialisches hat. Es versteht sich übrigens, daß die von mir vorgeschlagene Behandlung der Mathematik den Gebrauch der Zeichen und Formeln in der angewandten Mathematik keineswegs ausschließt; nur die reine Mathematik soll und muß philosophisch werden *).

Die

und sagte: „Sie haben wohl nie ein Gedicht gemacht, und werden auch nimmer eins machen!“ — Ich will damit nicht zu verstehen geben, daß Kästner hiebey an die so eben von mir vorgeschlagene Methode gedacht habe; aber ich behaupte, daß nur auf diese Art die Mathematik mit Geist aufgefaßt werden könne, und daß diese Methode, wenn auch den Mathematikern selbst nicht als philosophisch bekannt, doch alle geistvolle Köpfe unter ihnen geleitet habe, wie man oft eine Methode treibt, ohne sie als solche durch besonder Reflexion objektiv zu machen.

*) Dadurch daß die Mathematik an die Stelle der Begriffe blose Anschauungen (Quantitäten) setzt, und sie in ihrer Wechselbestimmung unter einander noch dazu willkührlich (durch Buchstaben) bezeichnet, ist ihr Studium dem philosophischen Kopfe erschwert und verbittert, dem leeren und formalen Kopfe aber erleichtert worden. Eine philosophische Darstellung der reinen Mathematik wird daher ganz gewiß die meisten Mathematiker von sich abschrecken, weil sie ihnen die Stütze ihrer Geistlosigkeit, den Mechanismus der Behandlung und Bezeichnung, raubt. Wenn aber auch die Mathematik in Philosophie aufgelöst ist, so bleibt es jedem unbenommen, für Zwecke der Anwendung sich der gewöhnlichen

Die gegebenen Beyspiele beweisen zugleich, daß der philosophische Ausdruck mathematischer Sätze allein wahre Allgemeinheit hat, indeß der mathematische Ausdruck stets nur von Größen gilt; aber so muß es auch seyn, da die Philosophie allein die Wissenschaft der Universalität ist, und die Mathematik blos innerhalb der Sphäre der Philosophie die organischen Verhältnisse construirt. Daraus erhellt aber zugleich, daß die Philosophie ohne durchgängige mathematische Construktion ihrer einzelnen Aufgaben es nie zur innern Vollendung bringen könne, daher man denn ehemals schon im dunkeln Gefühl dieser Wahrheit, die mathematische Methode auf die Philosophie anzuwenden suchte, welches aber damals verunglücken mußte, indem man das Wesen der Mathematik verkannte, und ihre Methode in ein zufälliges Aussenwerk setzte.

§. 539.

Wenn im Wissenschaftlichen die Phantasie von der Vernunft sich beherrschen läßt, um eine Totalität von Bestimmungen zu Stande zu bringen; so wird dagegen, da Vernunft und Phantasie gleich unendlich sind, diese von der andern Seite ebenfalls einen Sieg über die Vernunft sich verschaffen, der darin bestehen muß, daß die Phantasie die Vielheit über die Einheit herrschen macht, und die Unendlichkeit an die Stelle der Totalität setzt. In

lichen Methode und Bezeichnung zu bedienen, welche unstreitig die Kürze des Ausdrucks für sich hat; nur aber soll die Mathematik als Wissenschaft nach philosophischer Methode vorgetragen werden.

dem, was die herrschende Phantasie schafft, wird der Stoff überwiegen, und die Mannigfaltigkeit herrschen; wenn die Vernunft bestimmt und erkennt, wird die Phantasie anschauen und bilden. Sie wird sich der Vernunft blos bedienen, um ihren Bildungen Haltung zu geben, damit sie nicht als Luftgebilde verschwinden, oder als Reihen zerfließen, und diese Souverainität der Phantasie, die das Blüthenalter des Jünglings ziert, nennt man Schwärmerey. Sie ist, da auch diese höchste Stufe der Menschheit noch von dem innern Gefühle begleitet wird, von dreyfacher Art, entweder Schwärmerey des Gefühls, der Vernunft, oder der Anschauung. Die Schwärmerey des Gefühls erschaft sich Mannigfaltigkeit, um in den dadurch veränderten Zuständen ein inneres Leben zu führen, und ihr gilt am meisten die Energie, mit der selbst geschaffene Anschauungen den innern Zustand verändern, d. h. Gefühle erregen. Diese Gefühlsschwärmerey ist entweder von der empfindelnden Art, die mit Kraft-deprimirenden Gefühlen spielt, wie die leidende Phantasie in Siegwart oder der neuesten musikalischen Poesie, in der vor Tonkrankheit alles verklingen will *), oder die Gefühlsschwärmerey ist energisch, und spielt mit erhabenen Bildern, wie z. B. Lavaters Schwärmerey u. s. w. Die Schwärmerey der Anschauung ist der Phantasie ganz eigen, und bezieht sich blos auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Phantasiegestalten, die alles Wirkliche weit hinter sich zurückläßt, und jeden Gegenstand, den

*) Man sehe: Memnon eine Zeitschrift, und Romano ein Roman, von August Klingemann; ferner Liane u. s. w.

irgend ein Trieb sucht, idealisch verschönert. Diese Schwärmerey erscheint im Dienste jeder Begierde oder Sehnsucht, sie malt das Bild der Geliebten, und baut die Luftschlösser des Ehrgeitzigen. Die Schwärmerey der Vernunft ist eine vom Triebe nach Erkenntniß erregte Phantasie, die der prüfenden Vernunft zuvor eilend erfindet statt zu erkennen, aber in den Phantasien eines Plato Irrthümer schaft, die man gewiß nicht um Wahrheiten des Verstandes vertauschen möchte, da sie im Allgemeinen doch das Gepräge der Vernunft, und also der höchsten Wahrheit tragen, wenn auch die Organisation ihres Details nicht mathematisch vollendet ist.

§. 540.

Vernunft und Phantasie, expandirende Unendlichkeit und contraktive Universalität, reproduciren in einander verschlungen das Universum. Diese Reproduktion setzt das Produkt schon voraus, welches ihr objektiv ist; das Universum kommt also auf dieser Stufe zur Anschauung seiner Selbst, d. h. zum Bewußtseyn; jedes menschliche Bewußtseyn ist ein solcher Funke, mit dem das Universum sich selbst erleuchtet.

Unsere Untersuchung erhob sich zu dieser Stufe, indem wir die Faktoren der Natur in ihrer Unendlichkeit auffaßten, und sie durch eine bestimmte Zahl wechselsweiser Beschränkungen (Organisationsstufen) bis zu ihrer neuen Unendlichkeit und Freyheit hindurchführten. Wodurch die Zahl dieser Stufen bestimmt werde, die keineswegs willkührlich ist, haben wir bereits in der Anleitung und sonst

am schicklichen Orte auseinander gesetzt; wir geben also dem Leser zur Uebersicht der durchlaufenen Bahn blos eine tabellarische Uebersicht jener Stufen, die sich nach dem Schema: Thesis, Antithesis und Synthesis ordnen.

Materie	Organismus	Sensibilität	Geist.
Schwerkraft. Galvanismus.	Irritabilität. (Muskel.)	Gefühl. Wärme und Kälte.	Vorstellung. Bewegung und Ruhe.
Contraktivkraft. Elektrizität.	Sensibilität. (Nerve.)	Geschmack. Säure.	Verstand. Begriff.
Expansivkraft. Magnetismus.	Bewegungskraft. (Glied.)	Geruch. Alkali.	Einbildungskraft. Anschauung.
		Gehör. Luftschwingung.	Phantasie. Unendlichkeit.
		Gesicht. Lichtbegränzung.	Vernunft. Totalität.

Bey dem äussern Gefühle sollte statt Wärme und Kälte überhaupt Temperatur stehen, weil aber unserer Sprache ein Wort mangelt, das für Bewegung und Ruhe ebenfalls die Indifferenz ausdrückte, wie Temperatur für Wärme und Kälte, so habe ich dem Parallelismus zu Gefallen hier ebenfalls die beiden Differenzen gesetzt. — Die Vergleichung der geistigen Rubrik in dieser Tabelle mit der Sensibilitätstabelle in §. 394. kann für manchen Leser interessant seyn.

§. 541.

Daß übrigens durch die Parallelismen der vorstehenden Tabelle wirlich reale Verhältnisse, nicht blose spielende Analogien angedeutet werden, ist aus unserer ganzen Untersuchung klar. Es sind Reproduktionsstufen (reale Potenzen), was diese Tabelle aufstellt; die Expansivkraft reproducirt sich in der Irritabilität, diese im Gefühlssinne, und dieser endlich im Vorstellungsvermögen, u. s. f. durch alle Reihen. In der ersten Columne ist der Reihe der einfachen Faktoren der Natur auch die Reihe der correspondirenden Prozesse beygefügt, welche voraussetzen, daß durch jene Faktoren bereits Cohäsion und Schwere construirt sey. Unter dieser Voraussetzung ist der Magnetismus (die Linie) die expandirende Tendenz der Natur, die, nachdem sie zur Trennung gelangt ist, in $\pm E$ wieder zur Vereinigung tendirt, und so die contraktive Tendenz darstellt, die endlich im galvanisch chemischen Prozesse wirklich zu einer relativen Einheit gelangt, welche sich durch die Schwere ausdrückt. Vor allem aber reflektiren wir jetzt auf den Parallelismus der beiden letzten Columnen, den wir bisher nur im Allgemeinen berührt haben, indem wir sagten, daß geistige Sinne den äussern Sinnen correspondiren. Dieser Parallelismus ist:

Gefühl (tactus)	=	Vorstellung
Geruch	=	Einbildungskraft
Geschmack	=	Verstand
Gehör	=	Phantasie
Gesicht	=	Vernunft,

wobey der erste und niedrigste Sinn in jeder Reihe als körperliches oder geistiges Gemeingefühl durch alle höhern Sinne durchgreift.

§. 542.

Was wir oben für höhere Organe in Beziehung auf ihre correspondirenden niedern im Allgemeinen festgesetzt haben, daß nämlich beide in unmittelbarer Caussalverbindung stehen, und sich wechselsweise afficiren, wie z. B. der Nerve den Muskel, das Sensorium den Nerven, das Vorstellungsvermögen das Sensorium, und umgekehrt, das wenden wir jetzt auch auf die im vorigen §. gegebene Parallele insbesondere an, und behaupten, daß die geistigen Sinne der zweyten Columne mit den äussern Sinnen der ersten in organischer Verbindung stehen, so daß die geistigen Sinne den Stoff der äussern empfangen, und auf die ihnen eigenthümliche Weise reproduciren, so nämlich, daß die Vernunft in besonderem organischen Nexus mit dem Auge, der Verstand mit dem Geschmacksorgane stehe und so weiter, durch welche besondern Verhältnisse eine Abhängigkeit der äussern Organe von den innern und umgekehrt gegeben ist, wie wir so eben im Detail darthun werden. Da der Sinn selbst, der äussere sowohl als der geistige, ein der Wahnehmung entzogener Prozeß ist, so kann jene wechselseitige Abhängigkeit der innern und äussern Sinne blos in der Struktur der Sinnesorgane sich für die Erscheinung darstellen.

§. 543.

Es ist schon in einem frühern Stadium unserer Untersuchung gesagt worden, daß der sensible und geistige Organismus sein eignes Gesammtorgan in dem Kopfe habe, und daß vorzüglich auf Einer Fläche desselben, dem Angesichte, die Sensibilität ihre Organe conzentrirt zeige, indeß auf der entgegengesetzten Fläche gerade das Entgegengesetzte des animalischen Organismus, nämlich die Vegetation der Haare, sich entwickelt. In diesen auf dem nervenreichen Angesichte conzentrirten Organen der Sensibilität ist die Abhängigkeit derselben von den innern Sinnen nachzuweisen, und dadurch zu begründen, was Schwärmer und Denker längst mit sicherer Ahndung suchten, — eine Physiognomik, d. h. eine Theorie der Bestimmbarkeit des Gesichts durch die innern Sinne. Es ist klar, daß diese Theorie von uns nur in so weit begründet werden könne, als die Organe der äussern Sinne auf dem Gesichte erscheinen, indem das Innere ihrer Struktur dem vergleichenden Anatomiker auch einfällt.

§. 544.

Zuförderst ist folgender Doppelsatz ins Reine zu bringen: Entweder ist die Struktur der äussern Organe von der Struktur der innern (im kleinen Gehirne) abhängig, oder umgekehrt, oder beide sind gegenseitig von einander abhängig. Der physischen Anlage nach scheinen beide Organismen, die des Angesichts und des Gehirns sich ungleichzitig zu entwickeln, denn die äussern Sinnesorgane hat das Kind auch, ehe noch die Geistesthätigkeit sich regt;

allein es hat auch dann nur die Organe; so wie es ihren Gebrauch erhält, entwickelt sich gleichzeitig Geistesthätigkeit in ihm. Wir müssen also annehmen: daß zwar die Entwicklung der geistigen Organe durch Reitze der äussern Sinnlichkeit bedingt sey, daß aber diese geistigen Organe zugleich auf die äussern reagiren, und sie durch Anwendung und Uebung kultiviren, also eine Erhöhung und Richtung ihrer Thätigkeit erzeugen, welcher nothwendig auch ihre Struktur entsprechen muß, da diese ja nichts anders ist, als der Prozeß selbst fixirt für die räumliche Anschauung. Wir behaupten demnach, daß innere und äussere Organe in wechselseitiger Abhängigkeit stehen, und daß die Physiognomie eines Menschen eben so gut in der Struktur seines kleinen Gehirns als in seinem Gesichte nachgewiesen werden könne.

§. 545.

Wir müssen dem Anatomiker die Physiognomik des kleinen Gehirns überlassen, und halten uns blos an die Physiognomik des Angesichts, d. h. an den Ausdruck der Abhängigkeit der äussern Organe von den geistigen. Es ist klar, daß hier die geistigen Organe blos in so ferne in Betracht kommen, als sie durch Triebe oder Neigungen zur Thätigkeit nach aussen bestimmt werden, die Vernunft also nur als Erkenntnißthätigkeit, die Phantasie als Schwärmerey oder Gefühl, der Verstand als Wißbegierde, die Einbildungskraft als Neugierde, und das Gefühl als Wehmuth oder Freude. Eben so können die äussern Sinnesorgane nur in so weit in Betracht kommen,

als sie sich auf der Fläche des Angesichts darstellen, das Ohr also unmittelbar gar nicht, und das Organ des Geschmacks nur als Mund, d. h. als Organ der Rede. Ferner ist voraus einzusehen, daß der Ausdruck vorübergehender Zustände, als z. B. der Leidenschaften auf dem Gesichte, zu unterscheiden sey von dem Ausdrucke beharrlicher Anlagen, daher denn der ganze Ausdruck des Gesichts zerfällt in den ruhendem und den beweglichen. Für den ersten ist das Profil als Contour am sprechendsten; der letztere sitzt auf der Fläche des Angesichts.

§. 546.

Wenn das Organ blos ein räumlich fixirter Prozeß ist, so drückt seine Größe Extensität, seine Kleinheit Intensität des Prozesses aus, und beide stehen mit einander im umgekehrten Verhältniß. Dieses Verhältniß ist aber meßbar nach einer gewissen mittleren Größe *), welche eine mittlere Energie des Prozesses andeutet, und diese Mittelgröße selbst ist zu beurtheilen nach dem Verhältnisse des einzelnen Organs zu den übrigen Organen, nicht des Organismus überhaupt, sondern desselben individuellen Organismus, kann daher durch Begriffe gar nicht fixirt werden, sondern blos durch Anschauung.

§. 547.

Ehe wir das Detail des Gesichts physiognomisch bestimmen, reflektiren wir darauf, daß wie der Kopf in

*) Unterhalb dieser mittleren Größe nimmt nämlich die Intensität ebenfalls ab.

zwey Seitenflächen sich theilt, deren die eine reich an Muskeln und Nerven der Sitz der Sinnesorgane, die andere verknöchert und vegetabilisch bedeckt ist, so auch selbst das Gesicht in drey Theile zerfalle, die der Maler ungefähr mit dem Kunstworte der Nasenlängen bezeichnet. Es stellt nämlich das Angesicht die vordere Fläche der Kapsel des großen Gehirns, oder die Stirne, und unter derselben in einem kleinen Raume zusammengedrängt die meisten Sinnesorgane dar, denen sich endlich eine Artikulation anhängt, die durch ihre Funktion sich an den niedern Vegetationsorganismus und seine Geschäfte, die Nutrition, anschließt, — der untere Kinnbacken. So erscheinen die Sinne auch im Angesichte zwischen das Sensorium (das große Gehirn) und den Vegetationsorganismus gestellt, indem das Angesicht durch den kauenden Kinnbacken an den niedern Organismus gränzt, durch die Stirne aber eine Fläche des höheren zeigt. Das erste Moment der physiognomischen Beurtheilung ist also folgendes: die Natur hat entweder das eine oder das andere der Extreme des Angesichts (Stirne und Kinnbacken) durch massivere Organisation vorzüglich herausgehoben, und deutet dadurch entweder eine überwiegende Thierheit oder Humanität an. Diese Bemerkung bestätigt sich nicht nur bey einzelnen Individuen, sondern auch bey Völkern und Völkerstämmen z. B. Negern und Völkern slavischer Abkunft *); die massivere Organisation

*) Man sehe das Gesicht des Mulattenknaben auf der eben zu erwähnenden Kupfertafel.

der Werkzeuge des Kauens charakterisirt auch überhaupt die ganze Thierklasse, welche kaut, der Mund der Thiere ist aus ihrem ganzen Gesichte besonders hervorgedrängt. Es giebt keine Menschenrace, bey welcher er so stark hervorgedrängt wäre, wie bey den Thieren; aber frappant starke Backenknochen und einen von der Nase an hervorgehobenen Untertheil des Gesichts bey zurückgedrängter Stirne zeigen die oben erwähnten Völker sehr kenntlich. Das andre Extrem dieses physiognomischen Moments ist die hervorgehobene Stirne, nicht aber die, die mit dem Perpendikel, den man durch die Wurzel der Nase dicht an der Oberlippe herabziehen könnte, einen scharfen nach aussen gekehrten Winkel macht, und blos als Folge einer starken Knochenmasse der Stirne vielmehr ein kleines Gehirn andeutet *); sondern jene rundlich gewölbte und große, die eine Ausdehnung der Höhlen des Stirnbeins durch das Gehirn verräth, und das Gegentheil von einer dachförmig abgeplatteten Stirne ausdrückt. Diese dachförmige Abplattung der Stirne ist das Charakteristische armer und gemeiner Köpfe, und verräth ein Gehirn, das entweder an Masse oder an Kraft zu gering, um die im zarten Alter noch sehr weichen Stirnknochen zu wölben. Da Beyspiele für das Auge eine Theorie dieser Art viel anschaulicher ma=

*) Solche Stirnen, überhaupt Begleiter eines massiven Knochenbaues, sind vorzüglich unter dem Landvolke anzutreffen, aber (was besonders für unsere Theorie spricht) am meisten und frappantesten bey Kindern und jungen Leuten, vorzüglich des weiblichen Geschlechts. Mit zunehmendem Alter scheinen die meisten etwas zurückzutreten und sich zu wölben.

chen, so habe ich die höchst interessante Carikatur von Gilray im Journal London und Paris, 1802. Nro. V. im Nachstiche beyfügen lassen. Es sind hier so viele charakterische Physiognomien treflich gezeichnet, daß mir diese Tafel zu den meisten physiognomischen Grundsätzen als Beleg dienen kann. So z. B. zeigt sich auf dieser Tafel am Grafen Rumford und Lord Gower die zuerst erwähnte verknöcherte, oben herausragende, vielleicht zum Stoße bestimmte, Ochsenstirne; die dachförmig abgeplattete Stirne an dem experimentirenden Baronet Hippesley, dem Anekdotensammler Israeli, und Herrn Baylis mit der Palette in der Tasche. Da unsere Theorie nur die Extreme zu fixiren vermag, so kommen carikaturmäßig gezeichnete Gesichter ihr um so besser zu statten, da gerade hier die Extreme herausgehoben sind; die mittlern Gesichter mit gerade aufsteigender Stirne, wie die des Kunstkenners Englefield ist, wie im Umrisse, so auch in der Bedeutung gleichgültig. — Noch giebt es Gesichter, bey denen Stirne und Mund gleich zurückgedrängt sind, dagegen aber sich Augen und Nase hervordrängen, wie bey dem Doktor Young auf unserer Tafel nur nicht stark genung angedeutet ist. Bey diesem verräth sich die Tendenz der Natur zur Hervorhebung der wahrnehmenden Sinnlichkeit (als dem mittleren Theile des Gesichts) und es müßte sehr fehlen, wenn solche Gesichter nicht Beobachtern, Experimentatoren oder wenigstens Neugierigen zugehörten. Ich erinnere mich einst in Scherers Journal der Chemie in Bergmanns Portrait einen ähnlichen Charakter bemerkt zu haben; vorzüglich schienen die Lippen so fein auf einander

gelegt, als wenn sie zum subtilen Kosten eines leise schmekkenden Stoffes gebraucht werden sollten. Gesichter, in denen sich weder die Gehirnfläche (Stirne), noch die Sinne (Augen, Nase und zum Theil auch der Mund), noch auch die Kauwerkzeuge hervorgehoben, sind entweder durchaus stark und massiv gezeichnet, und dann Zeichen allgemeiner Rohheit, wie auf unserer Tafel die vier Gesichter über dem privatisirenden Deutschen, Thölden, und das Gesicht des Chemikers Davy; oder sind sie sämmtlich schwach gezeichnet und wenig frappant, so bilden sie die sogenannten regelmäßigen d. h. bedeutungslosen Gesichter unbedeutender und charakterloser Menschen. Tischbein hat ganz recht, wenn er behauptet, daß jedes Menschengesicht den Charakter irgend einer Thierklasse darstelle; denn die Menschen individualisiren durch ihre innern Sinne, was in dem Thiere blos durch die äussern individualisirt werden kann, jene einzelnen Züge, die an die Stelle der Kunsttriebe treten (§. 477.); natürlich also, daß, wenn der Hund eine Spürnase hat, der Mensch, den die Neugierde nicht ruhen läßt, eine hervorgestreckte Nase zum Suchen trägt. — Eine nicht zu verschmähende Wölbung der Stirne zeigt der Kahlkopf des Grafen Stanhope auf unserer Carikaturtafel.

§. 548.

So viel von den Verhältnissen der drey Theile des Gesichts. Das zweyte Moment der physiognomischen Beobachtung ist folgendes: Man betrachte das Profil als länglicht runde Linie (wie in den Anfangsgründen der Zeichen-

kunst), und die Stirne, Nase, Mund und Kinn als Erhöhungen oder Hervorragungen an derselben, so fallen diese Hervorragungen mehr oder minder mit jener Linie zusammen, oder entfernen sich von ihr, d. h. die Theile des Profils sämmtlich sind mehr oder minder markirt. Ein markirtes Gesicht in diesem Sinne ist auf der Kupfertafel das des Sir Harry Englefield, mit welchem das Gesicht des neben ihm sitzenden Lord Pomfret den schönsten Contrast macht, indem sein ganzes Profil sich kaum über jene Linie erhebt. Die Spitze der Nase scheint sich sogar mit der Oberlippe zu Schließung dieser Linie verbinden zu wollen. Ein markirtes Gesicht verräth thätige, ein nicht markirtes schlafende Geisteskraft, denn wo irgend eine Kraft sich lebendiger ausdehnt, treibt sie auch die Organe räumlich hervor. In Lord Pomfrets Gesichte sind zwar noch mehrere und sprechendere Zeichen des geistigen Schlafs, aber schon diese Profilslinie ist hierinn entscheidend.

§. 549.

Das dritte Moment ist: die mehr oder minder harmonischen Verhältnisse der einzelnen Theile des Profils, sowohl in Ansehung ihrer Größe als der rundlichen Form, die den organischen Bildungen eigen ist. Ein schönes Gesicht dieser Art zeigt der Apollskopf vor Schillers Musenalmanach von 1796, nur ist dort die Nase etwas zu hart gezeichnet. Ueberhaupt sind die griechischen Profile hierinn Muster, weil der griechische Charakter

Ebenmaaß und Selbstständigkeit war. Die römischen Gesichter weichen schon durch stärker ausgezeichnete Nasen von den griechischen ab, und verrathen dadurch eine gestörtere Symmetrie des Charakters. Ich rede hier nicht von den schon im §. 547. entwickelten Hauptverhältnissen der drey Theile des Gesichts, sondern von den kleinsten einzelnen Verhältnissen des Profils, nämlich des Augenhügels, der Nase, der Ober- und Unterlippe und des Kinnes. Diese einzelnen Verhältnisse müssen sich im Allgemeinen in Ansehung ihrer Bedeutung bestimmen lassen, so unendlich viele Abweichungen auch die Natur hierinn erfindet.

§. 550.

Kinn und Unterlippe gehören zum Profil des Unterkinnbackens als Kauwerkzeuges und thierischen Theils des Gesichts; mit der Oberlippe beginnt der sensible Theil, der sich mit dem obern Theile der Augenhöle schließt, wo dann die Stirne als Vorhang des innern geistigen Heiligthums beginnt. Zwar ist die Stirne nur Aussenfläche des großen Gehirn, und wir haben die eigentlich geistigen Sinne in das kleine verlegt; allein da beide Gehirne in gegenseitiger Abhängigkeit von einander stehen, so ist hohe Vollkommenheit der Organisation des kleinen Gehirns unmöglich ohne eine entsprechende Organisation des großen, und in so ferne verräth allerdings die Stirne mittelbar auch die Vollkommenheit des kleinen Gehirns, d. h. die geistigen Anlagen.

Beginnen wir das Detail unserer Sätze von dem Munde. Ausser der eben gegebenen Ansicht, nach welcher die Unterlippe dem niedrigsten, die Oberlippe dem mittlern Theile des Gesichts angehört, erscheinen beide Lippen zusammen auch als Organ der Rede, und in dieser Hinsicht ist vielfache Beweglichkeit ihre Vollkommenheit. In dem Profil eines Gesichts kann diese Beweglichkeit blos durch das Massenverhältniß der Lippen bestimmt werden; nach dem Begriffe, daß eine geringere Masse leichter beweglich ist als eine größere. Es gilt also von den Lippen im Profil als Organ der Rede betrachtet folgendes: überwiegende Masse einer von beiden Lippen, oder große Masse von beiden, verräth einen geringern Beruf des Mundes zum Sprechen. Da nun die Rede theils Vehikel der Geselligkeit, theils Mittel der Kultur ist, so verrathen grobe Lippen entweder ungeselligen egoistischen Sinn oder Rauheit und Unkultur. Es versteht sich aber, daß die Masse der Lippen nach dem Verhältnisse der gewöhnlichen National- und Familiengesichter zu beurtheilen sey, so daß die Lippen eines Mannes für seine Nation und Familie sehr proportionirt seyn können, indeß sie nach einem allgemeinen Maaßstabe betrachtet sehr groß sind.

§. 551.

Dieses physiognomische Gesetz wird nun durch die Ansicht, welche den Mund an zwey Theile des Profils vertheilt, noch näher bestimmt. Nämlich: eine massive hervorragende Unterlippe ist Ueberge-

wicht

wicht des thierischen und rohen, eine zurückgedrängte Unterlippe, bey welcher die obere Lippe hervorragt, oder doch wenigstens gleich ist, Uebergewicht oder doch Stärke des sensibeln und feinern Theils des Gesichts. In Ansehung des Ausdrucks also deutet eine dicke hervorragende Unterlippe auf starke Macht der niedern Natur im Menschen, auf Rauheit und Rohheit; eine herrschende Oberlippe auf Feinheit und Zartheit. Das erste setzt aber seinem Begriffe nach Kraft, das letztere Lenksamkeit voraus; es kann also durch Kultur in dem Menschen mit dicker herorragender Unterlippe zwar die Rohheit gehoben werden, es wird aber das Rauhe doch bleiben, und wenn auch der Charakter sich ins Erhabene emporarbeitet, so wird ihm die Grazie doch fehlen. Dagegen aber ist der Mund mit siegender Oberlippe in Gefahr, die Zartheit und Feinheit in Schwäche des Charakters und Fadheit übergehen zu sehen; die Fadheit besonders charakterisirt viele Menschen mit herrschender Oberlippe. — Die Form der Lippen, in so fern sie veränderlich ist, gehört nicht in diese Reflexion über das feste Profil, und wird unten noch vorkommen. Eine herrschende Unterlippe hat auf unserer Tafel der neben Baylis sitzende Mann mit dem Stocke unter der Nase, dann Israeli und Lord Gower auf der andern Seite, eine unter die Oberlippe zurückgedrängte Unterlippe zeigen der Graf Stanhope, und der fade Baylis. Bey beiden letztern hat dieser Zug eine ganz verschiedene Bedeutung, weil ihn die übrigen Züge ihres Gesichts anders auslegen.

§. 552.

Schwieriger scheint die Bestimmung der bedeutenden Formen der Nase zu seyn, da sie nicht wie der Mund, ein Bewegungsorgan ist. Allein wir haben oben schon in Ansehung ihrer einen festen Punkt gewonnen, und rufen jetzt diesen noch einmal zurück, überzeugt, daß er uns eine Seite zeigen werde, durch welche er sich an andere uns noch neue Bestimmungen anschließt. — Bey den (vierfüssigen) Thieren ist die eine Hälfte des mittlern Theils des Profils, die Nase und der Mund, ganz mit dem niedrigsten Theile des Gesichts dem Kauwerkzeuge in Eines zusammengedrängt, wie bey dem Mulattengesicht auf unserer Carikaturtafel. Ein solches Profil hat nicht drey, sondern nur zwey Theile, nämlich Nase und Schnauze, dann Augen und Stirne, so daß die Augen blos als Endhölen der Stirne erscheinen. Bey den Thieren ist der Mund sogar durch keinen Einschnitt von dem festen Körper des kauenden Unterkinnbackens getrennt, sie haben kein Kinn. Alles dies deutet auf den innigsten Zusammenhang des Geruchs und Geschmacks, und auf ihre gemeinschaftliche Trennung von dem höhern Sinne des Auges, und verräth uns in einer Physiognomie, wo dieselbe Abtheilung des Gesichts wiederkehrt (wie in dem Mulattengesicht auf der Tafel) den Ausdruck der niedrigsten rohesten Thierheit in menschlicher Gestalt; und diesem Ausdrucke ist die mehr oder minder horizontale Richtung der Nase mit aufgeworfenen Naselöchern nothwendig und eigenthümlich, weil hier mit der Nase, der zweite und weit hervorragende Theil des Profils anfängt, und die

Nase erst unterscheiden muß, was die Schnauze soll. Wir bezeichnen diese horizontal gerichtete Nasen als Spürnasen, und haben hier den oben erwähnten festen Punkt.

§. 553.

Eine Spürnase zusammen mit dem schnauzenförmigen untern Theile des Gesichts giebt das erwähnte Mulattengesicht als den Ausdruck menschlicher Thierheit. Aber es kann der Mund zurückgedrängt, und dadurch die Gestalt veredelt seyn, wie bey Lord Gower oder Baylis; so bleibt dennoch die Spürnase Ausdruck des Spürens, das auf der Stufe des Verstandes, die wir den beiden Herren allerdings nicht absprechen können, Neugierde heißt. Bedeutend ist im Gesichte des Lord Gower der merklich stärkere Vorsprung der Nase unter der Stirne, welcher, ehe man noch auf den Mund gesehen hat, wirklich eine Art von Mulattenschnauze erwarten läßt. Wenn nun die horizontale Richtung der menschlichen Nase als Ausdruck von Neugierde fixirt ist, so ist die senkrechte, als die entgegengesetzte Richtung, Ausdruck der Wißbegierde, oder mittelbar des Verstandes. Neben dieser Bestimmung, welche blos die Richtung der Nase trifft, gilt aber noch eine Rücksicht auf ihre Größe im Verhältniß zu dem ganzen Profil, welche Größe, wenn sie mit einer scharfen Spitze der Nase verbunden ist, größere Thätigkeit des Verstandes und Sagacität ausdrückt. Es giebt wahre Sophistennasen, wie z. B. die des Chry-

sipp in der Meibomschen Ausgabe des Diogenes Laertius; die des Anakreon in der Fischerschen seiner Lieder, und die das Aelian in der Strasburger Ausgabe (von 1713) seiner Curiositäten. Wenn die beträchtliche Größe solcher Nasen auf viele Thätigkeit des Verstandes deutet, so verspricht dagegen die Conzentration der Nase an ihrer Spitze eine Intensität dieser Thätigkeit, die man Scharfsinn (acumen ingenii) nennt. Auf unserer Carikaturtafel ist nur eine solche Spitznase, die des Chemikers Young, und auch diese will nur spitz werden, ist aber an der Spitze selbst auf einmal wie abgestumpft.

§. 554.

Wenn die horizontale Nase der Einbildungskraft zugehört, und Neugierde ausdrückt, die senkrechte dem Verstande zugehört, und Wißbegierde ausdrückt, so deutet eine zwischen beiden Richtungen zweifelhaft schwebende Nase, etwa wie die Rumfordische auf unserer Carikaturtafel, auch auf ein ähnlich unentschiedenes Gleichgewicht der geistigen Kräfte. Setzt man, wie der Augenschein nöthigt, die Wurzel der Nase in ihren Ursprung aus der Stirne, so muß auch die Richtung, die sie von hier aus nimmt, als ihre erste betrachtet werden, die von der nachherigen blos modificirt und beschränkt wird, so daß also entweder bey anfänglich horizontaler Richtung der Nase, die Neugierde beschränkt wird vom Verstande, oder bey anfänglich perpendikularer Richtung umgekehrt der Verstand durch die Neugierde. — Die sogenannten Stülpnasen (nez retroussés) sind

nichts als abgekürzte Hunds- oder Spürnasen, und deuten auf das, was man sehr passend Nasenweisheit nennt, welche Weisheit ein Produkt aus Neugierde und Dünkel ist. Den letztern drückt nun zwar die Stülpnase für sich allein keineswegs aus; allein ein anderer Zug, der damit zusammenhängt, die hinaufgezerrten Augbraunen, setzt den Ausdruck der Nasenweisheit vollends zusammen.

§. 555.

Wenn schon durch das Kinn die weit höhere Individualisirung in der Bildung des menschlichen Gesichtes sich ausspricht, so werden wir denselben Vorzug auch in einer aus der schönsten gewölbten Stirne sanft hervorgehobenen Erhöhung des obern Augenknochens erkennen, welche der ganzen Augenhöhle eine vollkommnere Wölbung verstattet, und in Ansehung des Auges dieselbe Bedeutung hat, wie die schöner gewölbte Stirne in Ansehung des Seelenorgans.

§. 556.

Die drey Momente physiognomischer Beobachtung, die wir bisher durchführten, treffen blos das reine Profil, wie es in einer Silhouette sich darbietet, erschöpfen aber auch den gesammten Ausdruck der festen und ruhenden Züge des Gesichts. Um den Ausdruck der beweglichen Züge auf der Fläche des Angesichts eben so zu umfassen, müssen wir in einem allgemeinen Ueberblicke bestimmen, was sich überhaupt in dem Gesichte durch Bewegung seiner Theile ausdrücken könne.

Die Fläche des Gesichts erscheint uns in einer doppelten Ansicht, einmal als kleiner Raum, in welchem eine Menge von Hautnerven sich verbreiten, zweytens als Fläche, in welcher die meisten Sinnesorgane zusammengedrängt sind. Aus der ersten Ansicht folgt nur, daß das Gesicht für die innern Veränderungen des Sensoriums und Nervensystems höchst afficirbar seyn müsse, und daß diese Veränderungen, in so ferne sie das Angesicht afficiren, in ihm als Bewegungen erscheinen müssen, wie alle Veränderung, die aus den Nerven in die Muskeln übergeht. Aus der zweyten Ansicht aber folgen besondere Modificationen der Sinnesorgane als abhänig von besondern Affektionen des Gemüths.

§. 557.

Um das jetzt vorzutragende näher an die Theorie des Profils anzureihen, bestimmen wir zuerst die Veränderungen der äussern Sinnesorgane, die von der Thätigkeit oder Unthätigkeit der innern Sinne abhängen, und an sich zwar veränderlich sind, aber durch Gewohnheit endlich daurend fixirt werden. Die Theorie des Profils ließ uns in dieser Rücksicht nichts mehr zu bestimmen übrig, als das Auge, und für dieses den Einfluß der Vernunft und Phantasie, oder dessen, was man eigentlich Geist nennt, da der Verstand schon seinen Ausdruck in der Gestalt der Nase hatte.

Die vollkommene Organisation des Auges, als eines kugelförmigen Körpers (Augapfels) erfordert eine hinlängliche Wölbung des Knochens, unter welchem er sich

verbirgt, welcher eine ähnliche Wölbung in dem das Auge von unten tragenden Backenknochen entspricht — mit einem Worte eine hinlängliche Rundung der Augenhöhle, in so weit sie von dem Knochenbau abhängt. Ein Minus dieser Rundung verengt den Spielraum des Auges, und ist ein Mangel der organischen Anlage. Mit der Wölbung des Stirnknochens, der das Auge überragt, steht aber die Krümmung der Augenbraunen im genauesten Verhältniß, und die Rundung der Vertiefung, welche sich unter dem unteren Augenliede findet, hängt von der Wölbung des Backenknochens ab, der den untern Theil der Augenhöhle bildet. Durch alles dieses zusammen wird die Größe des Winkels bestimmt, den die beiden Augenlieder bey ihrer Divergenz mit einander bilden. Ein von der Natur begünstigtes Auge hat einen großen Augenwinkel, der ihm beständig ist.

§. 558.

Die von dem Knochenbau abhängige Augenhöle ist, wo die Knochen einmal zur Festigkeit gediehen sind, nimmer durch freye Bewegung zu ändern. Aber die Augenlieder sind beweglich und die Haut über und unter dem Auge; es kann daher nicht fehlen, daß wenn einem von der Natur mit einem schlummernden Auge begabten Kopfe einmal die Lust anwandelt, das Vorrecht der Geistesthätigkeit, das die Natur nur dem gewölbten Auge verhieß, zu usurpiren, — daß, sage ich, dieser Kopf sodann thut, was er thun kann, um sich ein Auge zu geben. Er zieht die Augenbraunen hinauf, die Haut unter dem Auge herab,

d. h. er zerrt die Augen auf; aber die Augenhöhle bleibt darum eng für das Auge wie vorher, und man sieht nur das unmächtige Streben, sie zu erweitern. Es giebt Leute, die über diesem Streben grau werden, und deren Augenbraunen daher immer einen Bogen machen, der mit dem Bogen des Augenknochens gar nicht conzentrisch ist. Diese Leute dünken sich, sehr verständig zu seyn, und es ist absolut nicht mit ihnen zu leben, wenn man ihnen nicht schmeichelt, oder sie wenigstens ausserordentlich schont.

§. 559.

Das Auge selbst ist ein Organ zu Conzentrirung des Lichts, und die Vollkommenheit seiner eigenen Organisation drängt sich auch gegen seine Achse zusammen, wie in einem Punkt. In so ferne nun Geistesthätigkeit sich im Spiegel des Auges verräth, kann sie nicht anders sich äussern als durch eine gegen die Achse des Auges conzentrirte Intensität seiner Organisation. Diese besteht in einer Absonderung lichtbrechender Flüssigkeiten, und das geistvolle Auge wird demnach gegen seine Achse zu diese Krystalle am vollkommensten absondern. Daher der auf Einen Punkt conzentrirte Glanz in dem Auge des Denkers; höchst conzentrirter Glanz des Augensterns mit geschwungenem Augenwinkel macht das geistvolle Auge aus. Der Schwärmer, in dem die Phantasie die Vernunft unterjocht hat, zeigt ebenfalls ein geschwungenes (hochgewölbtes) und glänzendes Auge, weil er allerdings auf der Stufe der Vernunft steht; aber es fehlt ihm das Conzentrirte des Blicks, das nur die hohe Kultur der Vernunft giebt.

§. 560.

Wer es sich aus dem Ganzen unserer Theorie noch nicht entwickeln könnte, warum das Auge den Ausdruck der Vernunft tragen müsse, dem wollen wir noch folgendes zu seiner Orientirung hinzufügen. Nach Aufstellung des Satzes: daß die innern und äussern Sinne in wechselseitiger Abhängigkeit stehen (§. 544.) hatten wir blos für jedes äussere Sinnesorgan sein entsprechendes inneres nachzuweisen, welches in der Parallele §. 541. im Allgemeinen und in den nachfolgenden Paragraphen im besondern geschehen ist. Nun verhält sich aber die Vernunft zu den übrigen innern Sinnen, wie das Auge zu den übrigen äussern; wenn also jene Wechselwirkung zwischen äussern und innern Sinnen anerkannt ist, so muß sie auch zwischen Vernunft und Auge statt finden.

Das Auge ist der synthetische äussere Sinn, wie die Vernunft der synthetische innere (§. 540.). Was im betastenden Sinne Wärme und Kälte ist, wird im chemischen Sinne zur sauren oder alkalischen Qualität, im Ohre zur reinen Bewegung. Im Auge aber wird die Bewegung Gestalt, die Qualität Farbe, es wird also vereint, was in den übrigen Sinnen zertheilt ist. Eben so macht der Verstand zur Caussalität und organischen Wechselbestimmung, was dem Vorstellungsvermögen nur zeitliche und räumliche Vielheit war, und die Vernunft faßt die Caussalität als Zweckmäßigkeit, und die geschlossene Wechselwirkung als Schönheit auf. Demnach ist die Vernunft synthetischer innerer Sinn, das Auge synthetischer äusserer, und wenn jene Wechselwirkung zwischen äussern und innern

Sinnen erwiesen ist, so muß die Vernunft aus dem Auge sprechen.

§. 561.

Jene Conzentration, die den geistvollen Blick auszeichnet, kann nur von Nerventhätigkeit, die auf das Auge geht, herkommen. Man könnte also fragen, warum sie nicht in jedem sehr an Thätigkeit gewöhnten Auge statt finde, da man doch durch Uebung dem Auge einen scharfen Blick geben kann, wie z. B. der Jäger, dessen scharfsehendes Auge doch von dem scharfblickenden eines geistvollen Gelehrten leicht zu unterscheiden sey. Ich antworte: die Schärfe des Auges ist eine Folge der Anstrengnung und Uebung desselben in der Richtung auf äussere Gegenstände. Wer seinen Blick auf einen Gegenstand heftet, wie der zielende Jäger, was strebt er anders, als (was dem Kurzsichtigen sein Fernglas thut) mehr Licht in seinem Auge zu conzentriren? Dadurch muß nun zwar allerdings die Thätigkeit des Auges erhöht werden, allein sie wird auch von der höhern Aktion des Lichtes consumirt, und die lichtbrechenden Feuchtigkeiten des Auges, weit entfernt, sich vollkommener absondern zu können, haben nur zu arbeiten, um sich zu ersetzen, dagegen aber betrachte man den Gelehrten, der bey erhabener Geistesthätigkeit im Dunkeln oder doch ohne Buch sein Auge für das Licht, oder doch wenigstens für äussere Objekte verschließt. Sein inneres Auge ist hier thätig, und diese Thätigkeit pflanzt sich durch die Verbindung der Gehirne in den Nerven des Auges fort, wird aber hier nicht

durch Licht consumirt, und verwendet sich daher auf Veredelung der Feuchtigkeiten des Auges. Ich selbst fand immer in meiner eigenen Beobachtung nichts so erquickend für das Auge, als hohe Geistesthätigkeit ohne Buch oder ganz ohne Licht. Ueberhaupt stehen die innern und äussern Sinne mit einander in dem Verhältniß, daß die höchste Thätigkeit der einen den andern Ruhe giebt. Auf dies Verhältniß gründet sich alles, was man zur vernünftigen Erholung thun kann; der Denker ruht im Anschauen aus vom Denken, und langes Spiel der äussern Sinne erregt die Sehnsucht nach innerer Geistesthätigkeit. In einer zweckmäßigen Beherrschung der Erholung und der Thätigkeit besteht die Weisheit des Genusses, und nur die Thorheit verfällt auf die Extreme, die Arbeit oder die Erholung zu verschmähen.

§. 562.

Was übrigens noch aus dem Auge spricht, sind bleibende Richtungen des Willens oder vorübergehende Zustände, bleibende Richtungen des Willens sind Leidenschaften, zwar wirken solche auf das Auge, die ihre Objekte in der Aussenwelt suchen. Sie erhöhen theils die Absonderung der Augenfeuchtigkeiten beim Anblick des Gegenstandes, wie die Liebe, oder sie vermindern sie wie der Schmerz, der auf die Thränendrüse wirkt, das Auge aber trübt. Auf eine andere Weise afficirt die Leidenschaft das Auge, indem sie ihm eine gewisse Stellung des Augapfels gegen die Objekte zur Gewohnheit macht, wie z. B. das Schiessehen des Neides, der sich von dem Beneideten als

einem verhaßten Gegenstande abwendet, auf der andern Seite aber doch von dem Wunsche, sich an dem Anblicke des beneideten Vorzugs zu weiden, wieder hingezogen wird. — Vorübergehende Zustände, wie z. B. Freude, Zorn 2c. afficiren das Auge erhöhend oder deprimirend, und selbst die Extreme, wie Zorn und Freude, sind hier nicht im Augapfel selbst, den beide erhöhend afficiren, zu unterscheiden, sondern durch die Veränderung der Züge, die das Auge umgeben. Das Funkeln des entzückten Auges ist von dem Funkeln des Zornigen an sich nicht unterschieden; aber das frohe Auge dehnt rings um sich her die Züge aus, um zu empfangen; das finstre Auge des Erzürnten zieht alles um sich her zusammen, und sucht sich einzuhüllen. Blos diese Nebenzüge verändern hier den Ausdruck.

§. 563.

Zorn zieht die Muskeln um das Auge und die Nase zusammen, und macht selbst die Brust heftiger athmen; Freude dehnt alle diese Muskeln aus, und kann nicht rasch genug zum Athmen kommen; Wehmuth läßt die Muskeln schlaff sich abspannen, oder krampfhaft sich zusammenziehen, und der Athem bleibt fast aus. In diesen Wirkungen sind die Erscheinungen der energischen Contraktion (im Zorne), der kraftvollen Expansion (in der Freude) und der allgemeinen Depression des Organismus (im Schmerze) nicht zu verkennen. Wir können nicht umhin, im Zorne eine Thätigkeit des Sauerstoffs zu vermuthen, der vielleicht durch die ausgetretene Galle in das

Blut kommt; die Freude würde dann auf eine erhöhte Desoxydation oder Hydrogenation schliessen lassen; der Schmerz auf eine allgemeine Hemmung des Lebensprozesses u. s. w.; indeß verstattet der Zustand der empirischen Physiologie hier blos Vermuthungen, und wir sind bereit, uns immer eines bessern hierüber belehren zu lassen.

§. 564.

Daß die Affekte sich auf dem Gesichte so vorzüglich abdrucken, ist von der schon erwähnten zarten und nervenreichen Organisation desselben und der Nähe des Gehirns abzuleiten. Daraus wird es denn auch begreiflich, daß die beweglichsten Theile des Gesichts als die Gegend um die Augen und den Mund, vorzüglich leicht und stark verändert werden. Bey dem Munde ist auch noch das zu bedenken, daß er, sobald das Athmen beschleunigt oder gehemmt wird, die Nase als Luftkanal unterstützen muß, daher denn seine vorbereitende Veränderung, noch ehe es zum lauten Lachen oder Weinen kommt.

§. 565.

Jeder Mensch ist durch seinen Organismus zu irgend einer Leidenschaft oder zu irgend einem Affekte so geneigt, daß er bey ihm die Intensität des momentanen Affekts verlierend Extensität gewinnt, und zur daurenden Stimmung wird, die sein Gesicht auch ausdrückt. So ist auf unsrer Tafel das Gesicht des ganz zu hinterst nach dem Deutschen Thölden herüberschauenden jungen Mannes der offenbare Ausdruck des leichten Frohsinns, indeß Thölden selbst mit

seinen Runzeln um den Mund den Ernst, und mit seinen hinaufgezogenen Augenbraunen, denen das Auge selbst nicht zu folgen vermag, den trocknen geistlosen Ernst verräth. Um ihn herum sind andere Gesichter, die mit ihren aufgezerrten Augen die Rohheit eines pöbelhaften Staunens ausdrücken, das noch durch den aufgesperrten Mund, den der Pöbel zum Hören und zum Sehen mit anwendet, unterstützt wird; selbst Rumford vermag nicht, ohne geöffneten Mund sein eignes liebes Werk zu belächeln. Die Eylinie, in die sich das Profil des Lord Pomfret so schön einfügt, ist schon gerühmt worden, und das halb im Schlafe geschlossene Auge vollendet seinen Ausdruck. Das Auge ist geschlossen, weil er gewohnt ist, es nur zur höchsten Noth zu öffnen.

§. 566.

Von diesem Ausdrucke der anfangs beweglichen, dann aber bleibend gewordenen Züge gilt, was der alte Campanella räth, um die Gemüther der Menschen zu erforschen. Man ahme, sagt er, nur die Züge des andern nach, so wird man sein Gemüth erkennen. Dies gründet sich auf die Erfahrung, daß Gesichter, die man freywillig macht, endlich die ihnen entsprechende Stimmung im Gemüthe erregen, so daß ein Trauriger sich in der That erheitern kann, sobald er sein Gesicht zum Lachen zwingt. Diese Erfahrung, die jeder an sich selbst bestätigt finden kann, spricht hinlänglich für den innigen Verkehr zwischen äussern und innern Sinnen, und ich wage es, einen großen Theil der physiognomischen Aehnlichkeit zwischen Eltern

und Kindern davon abzuleiten, daß letztere viel mit Liebe im Anschauen der erstern hängen, und so sich selbst unbewußt ihre Züge nach den Zügen der Eltern, woraus denn auch allerdings eine Aehnlichkeit der Gemüther entstehen muß. Man bedenke noch, daß die Kinder gemeiniglich von beiden Eltern dem am meisten gleichen, zu welchem sie die größte Neigung hegen, so wird man meine Vermuthung gewiß nicht ganz verwerflich finden.

§. 567.

Vor dem Schlusse dieser physiognomischen Lehre muß ich noch der Herrschaft über die Gesichtszüge erwähnen, die man sich zu beliebigen Zwecken erwerben kann. Jeder, der diese Art feiner Vorstellung versucht, wird finden, daß er nie eine beliebige Miene zu erzeugen vermag, ohne in sich eine dieser Miene entsprechende Gemüthsveränderung vorher hervorzubringen, so daß der Traurige, der lächeln will, wirklich auf einen Augenblick wenigstens seine Traurigkeit fahren lassen muß. Sie würde ihm sogleich wiederkehren, wenn nicht die frohe Miene selbst wieder als Sensation in das Innere zurückkehrte, und dort die Aufheiterung fortsetzte. Die mimische Kunst erfordert daher ein flexibles Gemüth, das leicht jeden Zustand zu empfangen und zu verlassen vermöge, und dies ist das Talent, mit dem sich der gemeine Schauspieler begnügt. Der eigentliche und wahre Künstler aber giebt sich dem dramatischen Dichter nicht wie jener zu bearbeiten (cereus in omnia flecti), sondern er erzeugt in sich das Drama und lebt seine Scenen selbst durch. Jener wird den dra-

matischen Dichter aufs höchste uns treulich copiren, dieser wird sich im Stande fühlen, den Dichter selbst zu ersetzen, wo ihn die Muse etwa verlassen hätte. Uebrigens ist die mimische Kunst doch der geringsten eine, weil sie das Spiel nicht ausser sich zu versetzen vermag; der Mime muß noch sein eigenes Wesen zur Objektivität des Ideals hergeben; der Musiker spielt ein Instrument, der Dichter webt in der Schöpfung der Sprache.

§. 568.

Beschliessend die physiognomische Digression treten wir in den Kreis unserer Untersuchung zurück und vollenden seine Bestimmung. Der Phantasie haben wir als Charakteristisches vor der Einbildungskraft die Unendlichkeit, der Vernunft als Vorzug vor dem Verstande die Totalität zugestanden, und aus der Verschmelzung dieser beiden Charaktere die Idee der Universalität erstehen lassen. Diese Universalität ist nun eine doppelte, entweder die der Thätigkeit oder ihres Produkts, und da jedes Produkt des Geistes als Sensation wieder in ihn zurückkehrt, Sensation aber stets eine Veränderung des Zustandes mit sich führt, welche gefühlt wird, so giebt es auf dieser Stufe des Seyns auch ein Gefühl, das von der Universalität eines Produkts afficirt wird. Diese Universalität kann nun eben so wohl, wie wir eben gesetzt haben, Charakter des eigenes Produkts eines Geistes, als Erscheinung eines Naturprodukts seyn, indem ja alles Einzelne in der Natur nur unter der Idee des Universums existirt.

§. 569.

Eben durch diese Erkenntniß, daß alles mit seinem wahren Seyn im Schooße des Absoluten ruht, bringt die Vernunft Organisation in die Welt, und den Begriff dessen, was man Zweckmäßigkeit nennt, welche, wie wir schon früher gezeigt haben, nichts als organische Nothwendigkeit des Einzelnen ist, und uns darum mit einem anderen Worte benannt wird, weil die Vernunft in ihrer endlichen Sphäre ebenfalls organisch (d. h. unter der Idee der Totalität) thätig ist, und dieser Organismus ihrer eigenen Thätigkeit, den sie der Form nach auch in der Natur findet, von der organischen Nothwendigkeit der Natur der Dinge unterscheidet. Die Natur als zweckmäßig betrachten, heißt, sie mit endlicher Vernunft begreifen, und eben darum kann sich auch unsere Vernunft der teleologischen Beurtheilung gar nicht erwehren; aber wir vermögen doch die Idee einer absoluten Vernunft zu erzeugen, in welcher wir das, was uns als endlichen Intelligenzen zweckmäßig scheint, nothwendig nennen müssen, so daß in dieser Idee die Natur, als Werk einer absoluten Intelligenz, nur den Schein von Zweckmäßigkeit behält, an sich aber der Innbegriff der eisernsten Nothwendigkeit ist. Das Nothwendige nun unter dem Schein von Zweckmäßigkeit ist das Schöne, und es ist klar, daß Schönheit ein Produkt ist, welches die absolute Nothwendigkeit mit der endlichen Vernunft sich begattend erzeugt. Man nehme dem Schönen das Absolute, so wird es zum künstlichen Werke, an welchem die Zweckmäßigkeit alles gethan hat; man nehme dem Schönen den teleologischen

Schein, so wird es zum Unendlichen, in welchem die endliche Psyche untergehend versinkt, wie Semele in der Umarmung des Zeus.

§. 570.

Aus der Idee der Universalität überhaupt haben wir jetzt die Ideen der endlichen Unendlichkeit (Schönheit) und der unendlichen Endlichkeit (Zweckmäßigkeit) einzeln hervorgerufen, und gesehen, daß jene eigenthümlich aus der objektiven Natur, diese eigenthümlich aus der subjektiven Vernunft entspringt. Sind sich nun Vernunft und Natur entgegengesetzt, wie Vernunft und Phantasie, so daß in der Phantasie selbst die Natur, in der Vernunft die Idee liegt (wie wir denn in unserer Steigerung des Organismus die Phantasie als Höchstes des realen, die Vernunft als Höchstes des idealen Poles erkennen mußten); so gilt die Zweckmäßigkeit als Form der isolirten Vernunftthätigkeit, welche die Phantasie in sich aufnimmt, Schönheit aber als Form der Phantasiethätigkeit, in welcher die Vernunft sich mit der Phantasie innigst vermählt, und es muß noch eine dritte Form der Unendlichkeit geben, in welcher die Vernunft an die überwiegende Phantasie die Herrschaft abtritt — das Erhabene. Zweckmäßigkeit, Schönheit und Erhabenheit erkennen wir also jetzt als die Formen der Universalität; es darf wohl kaum erinnert werden, daß wir unter Zweckmäßigkeit nur die verstehen, die für das Universum gelten kann, und im Grunde als gewaltige Nothwendigkeit entgegengesetzt ist der willkührlichen Zweckmäßigkeit des Verstandes. Giebt

es nun ein Gefühl für Universalität überhaupt, so muß es auch durch jene Formen eigenthümlich afficirt werden.

§. 571.

Jene Formen sind jetzt besonders zu bestimmen. 1) Universale Zweckmäßigkeit ist Form der Vernunftthätigkeit. Wir haben auf den frühern Stadien unserer Untersuchung erkannt, daß objektive Bewegung durch den Vegetationsorganism sich auf die Sinnlichkeit, und durch diese erst in den Geist sich fortpflanzen mußte, um zur Erkenntniß zu werden, dagegen denn aber auch die Geistesthätigkeit dieselben Stufen herabstieg, um zur Bewegung zu werden, und daß im Wechselspiel von Erkenntniß und Bewegung Geist und Welt sich berührend ihre Thätigkeit an einander erschöpfen, und so das Universum sich in dem Berührungspunkt selbst objektiv ward. Solche Objektivität kann aber erst jetzt vollendet erschöpft werden, nachdem wir die Erkenntniß zur absoluten Idee oder Vernunft, und die Bewegung zur unendlichen Phantasie oder Natur erhoben haben, wodurch beide erst die reine Form göttlicher Universalität erhalten.

Die Vernunft, wie alles Lebendige hat ihren Trieb, d. h. eine über die Schranken strebende Kraft, die aber, sobald sie sich befreyt, wieder von neuem gefesselt wird. Als Trieb nach Erkenntniß haben wir ihn schon oben durch Heraushebung (Abstraktion) des der Vernunft Zugehörigen in dem Gebiete der Objektivität Philosophie und Mathematik erzeugen lassen, und dadurch den Erkenntnißtrieb überhaupt als Thätigkeit charakterisirt, die das Ideale

von dem Realen zu trennen strebt, unbekümmert darum, was das letztere ohne das erstere seyn möchte. Dadurch erzeugte die Vernunft in sich allerdings Universalität, nämlich der mathematischen oder philosophischen Form nach, aber nicht eine Universalität des Seyns, in welcher die Produkte der Phantasie durch jene Totalitätsformen beherrscht würden. Um eine Universalität des Seyns zu erzeugen, müßte die Vernunft herabsteigen zu den Begriffen, Vorstellungen und Sensationen, und in dem Punkte, wo Geist und Welt sich berühren, jene erkannte Form der Universalität darzustellen streben. Dem zu Folge müßten also die Zweckbegriffe des Verstandes als einzeln verworfen, die Eindrücke der Sensationen als ganz entgegengesetzt der Totalität verwischt, und die Bewegungen des Organismus der Vegetation nach einem universalen Zweckbegriffe bestimmt werden, so daß die auf diese Weise erzeugte Bewegung als nothwendig und zweckmäßig für das Universum selbst dastehe. Ein solches Streben der Vernunft, die erkannte Form der Universalität durch die niedern Stufen des Organismus herab bis zur unmittelbaren Berührung mit der Welt durchzuführen, heißt moralischer Wille, und die Vernunft, als einzelner Pol betrachtet, ist demnach in der Philosophie und in der Moralität thätig.

§. 572.

Der Begriff verschiedener Organisationsstufen congruirt nur mit dem einer endlichen Intelligenz, und endliche Intelligenzen sind nur in einer Vielheit gedenkbar,

in welcher Vielheit zusammen sich das Absolute ganz darstellt. Es liegt also in der Idee einer Reflexion oder Selbstanschauung des Absoluten, (welche der Innbegriff unserer ganzen Theorie ist), eine Wechselwirkung der Vielheit endlicher Intelligenzen unter einander, um sich selbst zur Einen und absoluten Intelligenz zu erheben, indem sie, was endlich in ihnen ist, aufheben, und sich mit dem Unendlichen und Reinen in ihnen als Ganzes zusammensetzen, in welchem das Universum sich ungetrübt spiegle. Aber in diesen Individuen ruht die Vernunft, als endliche, auf den niedern Organismen des Verstandes und der Sinnlichkeit, welche mit dem Triebe des Egoismus die Individualität hartnäckig durchführen, und so jenem geforderten Verwischen des Endlichen sich mit beschränkender Kraft entgegensetzen. Es wird also jene Darstellung der unendlichen Intelligenz durch die Vielheit der Individuen unmöglich werden, wenn nicht die einzelnen Egoismen durch das Gesetz der Mechanik beherrscht werden, welche Regierung durch das Gesetz des Gleichgewichts denn der Staat heißt. Daß der Staat nicht blos postulirt, sondern von der Natur selbst nach physischen Gesetzen realisirt werde, und ganz eigentlich eine physische nicht moralische Anstalt sey, werden wir nachher beweisen.

§. 573.

Der Mechanismus des Staats ist von dem Mechanismus todter Stoffe, die zur Maschine gesellt sind, in

nichts als in dem Stoffe selbst verschieden; die Maschine besteht aus Holz und Metall, der Staat aus Menschen, und es giebt Thierarten (wie die Bienen) die den Staat weit besser realisiren als die Menschen. Der Staat hat sogar mit der Maschine das gemein, daß er sich selbst nicht bewegen, und wenn er stockt oder bricht, nicht wieder einrichten kann, indem zu alle dem lebendiger Wille gehört, den der Staat wohl voraussetzen, aber nicht geben oder erzeugen kann, da dieser Wille vielmehr den Staat erzeugt und bewegt. Er kann nur Kräfte einander entgegensetzen und berechnen, er kann es aber durchaus nicht verhindern, daß nicht die entgegengesetzten Kräfte sich zusammensetzen, denn die höchste Entgegensetzung ist doch nur ein rechter Winkel, der in der Spitze schon eine Diagonale beginnt. Der Staat muß also, falls er sich fest begründen will, aufhören blos Staat zu seyn, und selbst hoher lebendiger Wille, Repräsentant der Vernunft werden. Wird nun im Staate eine Vernunft als thätig erscheinen, so wird ihre Thätigkeit für die Individuen Reitz, ihr Reitz geht in Selbstthätigkeit über, welche die Vernunft als Form anerkennt, und der Staat wird auf diese Weise, was er seyn soll, Kulturanstalt. Das Ziel dieser Kultur ist kein anderes als jenes höchste der Darstellung der absoluten Intelligenz in einer Vielheit der endlichen Intelligenzen (Reich Gottes) und die Vorstellungen von diesem Ziele, welche zu nähren und zu läutern des Staates hohe Pflicht ist, heissen Religion. Das Recht soll Sitte, das Gesetz Religion werden.

§. 574.

Jene Bestimmbarkeit des Vernunfttriebes durch die Idee der Universalität ist das, was man Freyheit nennt, und jeder Akt einer solchen Bestimmung ist eben die Universalität selbst *); in jeder moralischen Selbstbestimmung sind wir Eins mit dem Universum, und es wohnt Gott in uns, und weil eben diese Einheit es ist, was die Natur durch alle Stufen der Organisationen sucht, so sind solche Momente des Zusammentreffens des Geistes und der Welt eben das Höchste und Letzte, die Bestimmung der Natur. Daß immer eine solche Vermählung des Geistes und der Welt erfolge, ist nothwendig (wie wir nachher genau exponiren werden), weil sonst das Universum in seinen zwey Polen als Extremen sich verlöhre, und dann nicht Ein Universum, Ein Produkt, Eine Realität, sondern gar nichts wäre; es ist also jener heiligste Moment durch das Bestehen der Natur an sich gewiß, nothwendig und auch ewig. Aber für die Individuen, soweit sie unsere Untersuchung bis jetzt bestimmt hat, scheint es ganz zufällig, ob ihre Vernunft in einem einzelnen Momente durch Vorstellung und Sinnlichkeit herabsteigen werde, um an die Objektivität unmittelbar zu

*) Die Kantische Formel des Sittengesetzes ist eben darum wahr, weil sie die Universalität der Ansicht als Charakter der Freyheit festsetzt, und dadurch allerdings der Freyheit eine positive Bedeutung verschafft, so sehr auch Kant diesen Hauptvorzug seiner Formel in seiner Kritik der praktischen Vernunft zu benutzen versäumt hat. Nur auf diese positive Idee der Freyheit als Universalität der Bestimmungsgründe läßt sich eine consequente Sittenlehre gründen.

rühren. So ist es auch von Einer Seite angesehen: das Individuum hat in sich die Idee der Universalität, und es darf niemand wagen, voraus zu bestimmen, ob es diese in dem kommenden Momente im Handeln wieder ausdrücken werde; mit dieser Vorausbestimmung würde ja geläugnet, daß das Individuum jene Idee in sich erzeugen d. h. frey seyn könne, was von keiner Vernunft geläugnet werden darf. Aber wenn das Individuum nun unmoralisch handelt, so ist offenbar, daß in diesem Falle ein niederer Bestimmungsgrund über die Idee der Universalität siegte, und es gilt nach der That das Urtheil, daß die Tugend dieses Individuums für solchen Reitz zu schwach gewesen sey. Damit ist ihm aber nicht die Freyheit abgesprochen, sondern nur ein hoher Grad der Kultur der Freyheit, und in so ferne, da dieser Grad der Kultur allerdings mit dem Grade des Reitzes in einem Größenverhältnisse stand, das der kennen konnte, der das Universum überschaute; in so ferne, sage ich, könnte man sagen, daß der Fall dieser Tugend nothwendig war. Allein da niemand von uns das Universum überschaut, und also für uns die Freyheit jedes Individums eine unbestimmbare Größe bleibt, so ist auch für unsere Ansicht jeder Akt der Freyheit zufällig, und wir sind genöthigt, auch die Freyheit dem Begriffe der Willkühr anzunähern, daher sie auch der freye Wille heißt.

§. 575.

Es fragt sich: wie sich eine Unmoralität zur Welt und zu dem Individuum verhalte, und wie sich überhaupt

eine Theodicee denken lasse? In Ansehung des Individuums ist offenbar die Unmoralität nichts anders als ein momentanes Nichtseyn der Vernunft, und der unmoralisch handelnde Mensch ist in dem Augenblicke zu betrachten, als ein Mensch, der nur Verstand und nicht Vernunft hätte, oder gar nur Sinnlichkeit; er beweist seine Vernunft erst wieder durch das Gefühl, daß er gegen die Idee der Universalität gehandelt habe, d. h. durch sein Gewissen. Was aber die Welt betrifft, in welche die Handlung übergegangen ist, so ist zu unterscheiden der Blick des Verstandes auf den umgebenden Kreis, und der Blick der Vernunft auf das Weltall. Was nun die erste Ansicht betrifft, so kann nur der Verstand von dem Vergnügen gespornt die Vernunft überwogen, und die Unmoralität veranlaßt haben; die Handlung kann also, wo nur ein hoher Grad von Verstand sie dirigirte, bey aller Unmoralität doch für das Leben sehr consequent seyn, und dem Verstande ist also die Moralität an sich gleichgültig für den engen Kreis von Seyn, in dem er sich beschränkt fühlt. Aber die Handlung geht als Produkt in die Totalität von Produkten, das Universum über, und es soll bestimmt werden, welchen Werth sie hier erhalte. Die Tendenz des Universums zu seiner Selbstanschauung einmal angenommen, so ist klar, daß die unmoralische Handlung der Realisirung dieser Tendenz unmittelbaren Abbruch thue, weil sie an die Stelle einer moralischen tritt; allein sie tritt als Thätigkeit der Sinnlichkeit oder des Verstandes in die Natur ein, wird als einzelner Faktor in den Strom der allgemeinen Produktivität hineingerissen, und von ihm

verschlungen. Das Produkt einer unmoralischen Handlung z. B. ein Mord, wird von der Vernunft zwar detestirt, von der Natur aber mit Gleichgültigkeit behandelt; es differirt dem Ganzen gar nicht, ob Geschlechter fallen oder aufstehn, und die hingestreckten Leichname des Schlachtfelds zerfallen nur in eine Vielheit von Produkten, sie verschwinden nicht. Die Natur kann zwar in einzelnen Produkten von einer höhern Stufe der Produktivität herabgeworfen werden auf eine tiefere (und dies ist alles, was die Unmoralität vermag); allein nichts ist, das sie hindern könnte, sich von der tiefsten Stufe wieder zu der höchsten zu erheben. Sie wird und muß es thun, und da das Universum keine Zeit kennt, so ist auch dieser Rückfall für die Natur kein Uebel; das Universum mußte in der Möglichkeit der Existenzen auch diese mit erzeugen, die der böse Wille eines Sterblichen in einem kleinen Stäubchen von ihr bewirken konnte. Für das Universum selbst giebt es kein Uebel, keinen bösen Willen; jede That wie jede Existenz ist nur eine kleine Welle, mit welcher der Ocean der Unendlichkeit auf eine Weile spielt. Es ist daher auch klar, daß gute Handlungen das Universum eben so wenig in seinem Laufe hemmen oder fördern, und daß gar nichts daran liegt, was die Menschen thun, wohl aber alles daran, was sie sind und wollen. Durch ihre Bosheit oder Güte wird zwar nichts geändert als sie selbst; allein sie haben auch den Vorzug vor der unendlichen Natur, die sich vor ihnen ausstreckt, für sich selbst etwas seyn zu können.

§. 576.

Was Großes durch Menschen geschieht, wie z. B. Kultur oder Verwüstung von Ländern, ist nicht das Werk der Freyheit, sondern das Werk der Natur durch die Menschen. Die Natur zwingt sie zusammen in Nationen und Staaten, ohne welche Verbindung nimmer ein gemeinschaftliches Werk zu Stande kommen würde. Was Staaten begründet, ist das Bedürfniß gegenseitiger Hülfe und der Geselligkeitstrieb, den die Sprache aufregt und nährt, dann die Schwäche vieler und die Stärke eines einzelnen, der über sie herrschen mag. In der Thierwelt errichten die Bienen den vollkommensten Staat, dem es an innerer Ordnung und wechselseitig in einander greifender Thätigkeit gewiß nie ein menschlicher gleichthun wird; und was beherrscht diesen Staat? Der Instinkt, den die Natur auf ein gemeinschaftliches Produkt leitet, zu welchem die Thätigkeit einzelner zweckmäßig eingreifen muß, und die physische Eigenheit der Königin als Mutter des Schwarmes. Sie ist allein die Gebährende, bevölkert den Korb, und wird dadurch gleichsam sein Mittelpunkt. Es bleibt indeß nothwendige Idee für die Menschheit, an die Stelle des Instinktes der Bienen die freye Vernunft zu setzen, und sich durch die Idee des Universums eben so nothwendig zu Einem Produkte gemeinschaftlicher Thätigkeit getrieben zu fühlen — die Idee eines allgemeinen Völkerstaats, zu deren Realisirung jeder einzelner Staat ganz gewiß mitwirkt, wenn er nur wahre Kulturanstalt ist.

§. 577.

Wenn die Wirksamkeit des Menschen im ungeheuren All vernichtet untergeht, und der hohe Wille eines göttlichen Lebens über die universale Nothwendigkeit eben so wenig vermag, als die verächtliche Kraft eines Bösewichts, so gilt dies nur von der menschlichen Wirksamkeit, in so ferne sie in das Gewühl physischer Wirkungen eingreifen will. So sicher der Mensch in dieser Rücksicht das Faß der Danaiden zu füllen strebt, eben so gewiß und unfehlbar ist ihm dagegen der Erfolg, wenn der Mensch seine Thätigkeit auf Menschen richtet. Als Organe eines gemeinschaftlichen Organismus, der Menschheit heißt, sind die Einzelnen angewiesen, sich untereinander zu berühren, zu erregen, und zu kultiviren. Jeder einzelne hat die Reitze seines höhern Lebens in dem andern, und blos darum bricht die Natur durch Liebe, Freundschaft und Trieb nach Umständen die Gewalt des Egoismus, der sich selbst gegen ihre Absicht zum Ganzen constituiren möchte. Wer auf diese Weise, die die Natur beabsichtet, auf Menschen menschlich wirkt, wird schöne Früchte seines Wirkens sehen; aber wo die Kraft des Menschen sich aus dem Kreise der Menschheit selbst auf die Natur der Dinge richtet, da steht mit seiner ganzen Macht dem Sterblichen das Schicksal entgegen, und ereilt ihn fürchterlich, oder zertrümmert, wenn er selbst entrann, sein Werk. Aus solcher Kraft, die sich von dem Kreis humanen Wirkens nicht beschränken ließ, entsteht die Fabel der Tragödie; das Werk des Helden wird stets nichtig seyn, wenn seine Kraft die Natur zu fröhnen zwingen wollte; die Tragödie

würde daher stets nur Akte der menschlichen Vermessenheit darstellen, und sich dem Komischen sehr nähern, wenn nicht der Held sich um der Menschheit willen opferte, und die Idee, mit der er untergeht, nicht unvergänglich wahr und ewig wäre. Wer Großes unternimmt nicht um der Menschheit willen, ist ein Abentheurer und kein Held; und nimmer hat ein Dichter den tragischen Charakter mehr verkannt, als Schiller, der uns den Wallenstein vorführen wollte.

§. 578.

Wer die Natur der Menschheit unterwerfen will, der reitzt das Schicksal gegen sich, denn er kämpft gegen den unabänderlichen Gang der Dinge, und will ihm ein Produkt abdringen, zu welchem die Faktoren sich noch nicht nahe sind. Ein solches Unternehmen ist an sich Vermessenheit, weil kein Verhältniß zwischen Menschenkraft und Kraft des Universums ist. Dagegen ist es nicht Vermessenheit und nur um desto herrlicher, die eigne Kraft des Universums in uns der Naturgewalt des Universums ausser uns entgegen zu stellen, wenn jene von dieser bestürmt wird. Hier sind zwey Unendlichkeiten, die Welt und der Geist, die sich bekämpfen, und behauptet jede sich, so kann keine siegen. Dies ist der Kampf des schönsten Trauerspiels, wo sich der Held behauptet, wenn alles ihn vor sich selbst zu erniedigen verschworen ist. Der Held will hier nichts der Natur abdringen, er will nur sich beherrschen und behaupten; und so läßt das Schicksal endlich von ihm ab, nachdem es seine Körperkraft bezwungen

hat, nicht aber den hohen Willen, mit dem er litt und standhaft kämpfte. Regulus kehrt zurück; sie tödten ihn; aber den Römer konnten sie nicht tödten.

§. 579.

Die Wirksamkeit der Vernunft ist demnach ursprünglich und eigenthümlich auf die Wechselthätigkeit zwischen Menschen und Menschen beschränkt, und nicht mit dem Universum in Kampf gesetzt. Eben darum, weil der Mensch nicht die Aufgabe hat, den Gang der Dinge zu ändern, sondern sich selbst in der Wechselwirkung mit andern zu kultiviren, liegt auch gar nichts an dem Erfolge seiner Thätigkeit, alles aber an der Thätigkeit selbst und ihrer universalen Tendenz. In alle menschliche Thätigkeit soll die Vernunft diese universale Tendenz legen, und eine Handlung wird nicht darum verwerflich, weil sie partikulare Tendenz hat, sondern auch darum schon, weil sie nicht aus der universalen Tendenz fließt. (Was nicht aus dem Glauben kommt, ist vom Uebel.) Es wird also gefordert eine Tendenz zur Universalität, die nicht blos als einzelne Ansicht einzelnes Handeln bestimme, sondern als Prinzip des geistigen Lebens überall herrsche und durchgreife — ein edler Charaktter.

§. 580.

Soll sich der Mensch im Umgang mit Menschen kultiviren und heben, so muß jenes Vehikel der Wechselwirkung, in welchem sich alle einander objektiv werden, — die Sprache, — selbst auf eine Stufe erhoben werden, auf

welcher sie des höchsten Ausdrucks der Universalität fähig wird. Als Laut der Empfindung entstand sie, als Zeichen der Begriffe bildete sie sich aus, aber soll sie, als Ausdruck der Universalität der Vernunft, selbst einer Totalität fähig werden, so muß sie, wie alles, was zur Totalität sich construiren will, fixirt werden, damit Thätigkeit auf sie gehe, und sie vollendet organisire. Wie fixirt nun die Natur den Ton? — indem sie ihm als Bewegung ein Ruhendes entgegenstellt, mit welchem kämpfend er veränderte Ruhe d. h. Figur zum Produkt geben muß, wie die Chladnischen Klangfiguren anschaulich zeigen. Was nun hier die Natur mit Nothwendigkeit bildet, das ahmt die Freyheit der Vernunft nach, indem sie jeden inneren Ton der Seele mit einer freyen Bewegung der Glieder begleitet, der in der Natur eine ruhende Spur hinter sich nachläßt. Die Tonsprache bleibt im Gemüthe, aber sie bricht nicht mehr als Ton in der Stimme hervor, sondern erlöscht in der Bewegung eines beweglichen Gliedes, die sich wie die klingende Scheibe im Kampfe mit einem Ruhenden ein Produkt erringt, das auch nach der Bewegung noch bleibt. Das Ruhende, in welchem auf der Klangscheibe die bedeutende Figur zurückbleibt, ist der aufgestreute Sand, setzen wir nun, daß der Ton in dem innern Sinne des Menschen eine Bewegung des Fingers zur Folge habe, der seine Bahn in dem beweglichen Sande zurücklasse, so haben wir hier eine Klangfigur, wie dort, nur daß hier die klingende Scheibe ein menschlicher Organismus ist, der sich selbst klingen zu machen vermag. Eine Figur durch den innern Klang eines Menschengemüths in

irgend

irgend ein physisches Material eingezeichnet, heißt aber Schrift.

§. 581.

Es ist gar leicht einzusehen, daß die Schriftsprache blos eine Objektivirung der Tonsprache sey, und daß jetzt die Thätigkeit, die sich in der Tonsprache verlor, ein Produkt ausser sich habe, auf welches sie als ihr Objekt gehen könne. Jetzt, da die ganze Sprache fixirt werden kann, ist auch ihre vollendete Organisirung möglich, und wenn der Verstand es bis zu partikulären Organismen, das heißt, bis zu Perioden brachte, wodurch die Sprache zur Rede wurde, so wird die Vernunft auch die Perioden unter sich zu einem Ganzen organisiren, das ein Buch heißt, und dessen organische Form wir Styl nennen. Styl und Buch sind blos möglich, wenn die Fixirung der Tonsprache durch Schrift dem Redner erlaubt, das erste dem letzten, das nahe dem entfernten gegenüber zu stellen, d. h. wenn die Sprache aus der Zeit und Bewegung in den Raum und die Ruhe tritt.

§. 582.

Beharrlichkeit und Gestalt an der Stelle fliessender Bewegung zeichnen die Schriftsprache vor der Tonsprache aus, und geben jener den Vorzug einer höhern Organisation, rauben ihr aber auch die nahe Berührung mit ihrer Mutter der Empfindung, denn sie hört auf ein Laut zu seyn, und von der Mimik des Sprechenden begleitet zu werden. Zwar muß jeder, der sich eine Schrift deutet, sie in seinem

Ge=

Gemüth wieder beweglich und zum Tone machen; aber bey dieser Uebersetzung in Ton verliert die Sprache doch alles, was ihr die Individualität des Sprechenden mitgab, denn der Sprechende ist ja verschwunden, und statt seiner sprechen die starrenden Züge als Formen. Soll diesen Figuren wieder Leben verliehen werden, so muß ein menschlicher Hauch sie beseelen; das Buch, das an den ganzen Menschen sich richtet, nicht blos an den erkennenden Geist, soll mit lebendiger Stimme gelesen, d. i. declamirt werden.

§. 583.

Was der erkennende Geist in die Sprache legt, ist an sich ein Vereinzeltes, weil die Erkenntniß die organische Form nur heraushebt, und das Leben entfliehen läßt; die Schriftsprache ist also durch ihre Natur ganz zur Mittheilung der Erkenntniß geschaffen, und öffnet eine Sphäre für den Umgang der Geister, wie die Tonsprache die Menschen zu kleinen Ganzen verwebt. In der Tonsprache regt sich indeß das Leben mit seiner vielfachen Einzelnheit; in der Schriftsprache, dem Organe der Geister, soll dieses zurückgedrängt werden, und nur die Vernunft ihre organisirende Einheit aussprechen. Daher ist die Schriftsprache die ganz eigenthümliche Sphäre der Gelehrten, d. h. derer, welche die Erkenntniß zu organisiren arbeiten und das Nichtwissenschaftliche soll ihrer Natur nach von ihr ausgeschlossen bleiben *). Da der Organisirung des

*) Man sehe hierüber meine kleine Schrift: über Fichte's Nikolai, oder Grundsätze des Schriftstellerrechts. Nürnberg 1801. 8.

Wissens die Idee einer allgemeinen Selbstanschauung des Universums zum Grunde liegt, so bilden auch die, welche an jener Organisirung thätigen Theil nehmen, zusammen ein idealisches Ganzes, ein wissenschaftliches Publikum, vor welchem jeder einzelne nur als Mitglied mit Achtung, nimmer als Lehrer mit Stolz, auftreten darf.

§. 584.

Wie auf der Stufe der Vernunft alles auf die Potenz der Universalität sich erhebt; so auch die Verhältnisse zwischen den Menschen, durch welche die Natur auf den niedern Stufen blos den Egoismus zu bändigen suchte — Freundschaft und Liebe. Freundschaften knüpft jetzt die gleiche Herrlichkeit der Vernunft bey Entgegensetzung der Individualität in zwey Wesen, und damit der Entgegensetzung auch die in beide eingreifende Verbindung nicht fehle, so schließt den Bund der beiden ein Dritter, der beiden entgegengesetzt beide vereinigt. Das Schema der Freundschaft ist die heilige Trias, und niemand ist fähiger sie zu schließen, als ein poetischer Charakter, der zwischen zwey philosophische eintritt.

§. 585.

Was die Liebe für die Vernunft sey? — Was sind der Vernunft die Geschlechter, in welche die Idee der Menschheit sich spaltet, anders als ihre getrennten und aufs höchste individualisirten Faktoren? Was sucht sich liebend, als was ewiglich Eins ist, und warum sollte es sich suchen, als um innigst in einander überzugehen? — Der

Grad von Weiblichkeit, der deinem Grade von Männlichkeit gleich ist, ist auch bestimmt, sich mit dir zu Einer ungetheilten und unzertrennlichen Menschheit zu verbinden, und selbst das, was du natürlich nennst in der Liebe, deutet nur darauf. Warum suchst du die Nähe, die Berührung, der Geliebten? was will dein Kuß anders sagen, als daß du sie in dich aufnehmen, was dein Umarmung anders, als daß du mit ihr in Cohäsion übergehen möchtest? — Ist dieses Streben nach Cohäsion etwa ein anderes, als die Gewalt, mit der die Säure das Alkali aufnimmt? — es ist dieselbe Gewalt, aber hier auf der tiefsten Stufe, dort auf der höchsten, hier todt und bewußtlos, dort lebend und eines Universums sich göttlich bewußt. Denke Großes und vereine die Pole der ganzen Natur in deinem Geiste; schaffe Erhabnes und dehne mit deiner Phantasie jede Spanne und jeden Moment zur Unendlichkeit aus; — nichts gleicht doch der Energie des Seyns in dem Momente der Liebe, wo du nichts anschaust und denkst, aber alles fühlst. Auf der Stufe der Vernunft aber darf dieser Moment des vollesten Daseyns nimmer als Zweck der Liebe erscheinen, weil die Liebe sonst ihre Universalität verlieren, und Sinnlichkeit werden müßte. Die Liebe hat keinen Zweck, wie die Vernunft, und die vernünftige Liebe ist Vereinigung auf Lebenslang — Ehe.

§. 586.

Wenn so die Urfaktoren des Universums in der Organisation beider Geschlechter verherrlicht sich wieder erkennen, nachdem sie durch Millionen Gestalten hindurch

dieses Wiedererkennen versuchten, so wird es leicht seyn, den Charakter der beiden Geschlechter zu fixiren, da in dem einen die thätige und vordrängende Kraft, in dem andern die zurückgedrängte Intensität sich darstellen muß. Wie die strebende männliche Kraft nach aussen zu drängen, und die Schranken stets zu durchbrechen gesinnt ist; so ist die weibliche in sich verhüllt und umfangen, und die Kraft, die beym Manne sich nach aussen verliert, senkt sich im Weibe nach innen, als Gefühl. Dem kraftvollen Manne müssen wir den Preis der Thätigkeit und der Erkenntniß zuerkennen, dem fühlenden Weibe das reiche innere Leben der Empfindung und des verständig ordnenden Sinnes. —

§. 587.

Nachdem jetzt der Innhalt des im §. 571. aufgestellten Satzes erschöpft ist, gehen wir zu der Analyse des entgegengesetzten über. Nämlich: 2) Produktion der unendlichen Größe ist Charakter der Phantasiethätigkeit. Wenn die Vernunft die Organisirung des Unendlichen zu vollenden arbeitet, und darum Gränzen setzt, so ist es die Phantasie, die diese Gränzen beständig erweitert, indem sie stets ein neues zu Begränzendes setzt. Dies geschieht durch Expansion des Stoffs über alle Gränzen der Bestimmung, entweder protensiv, so daß das Produkt alle endliche Größen überragt und erhaben genannt wird; oder intensiv, indem die Phantasie innerhalb einer durch Erkenntniß gegebenen Begränzung immer noch neues unbegränztes erzeugt, welches

Produkt sodann tief heißt. Erhabenheit und Tiefe sind die Produkte der Phantasie, in deren erstem die Vernunft besiegt, im andern aber verherrlicht wird, indem das Produkt durch seine Tiefe der Vernunft eine Totalität von Bestimmbarkeit darreicht.

§. 588.

Wenn die Vernunft in ihrer Thätigkeit zu erkennen von einem Triebe erregt, und auf das Absolute getrieben wird, das sie in der Philosophie findet, so begleitet auch das Mislingen oder Gelingen dieses Strebens ein Gefühl, das als Sinn für Wahrheit betrachtet, noch vor der vollendeten Erkenntniß selbst entscheidet, was wahr seyn könne oder nicht. Dieses Gefühl geht nur in so ferne auf die Erkenntniß, als diese ein Absolutes ausspricht oder verläugnet, und diesem Sinne für Wahrheit ist die allgemeine Anerkennung des Religiösen und Göttlichen zu allen Zeiten und bey allen gebildeten Völkern zuzuschreiben, und hieraus ist die Repugnanz zu erklären, die von Seiten enthusiastischer Verehrer des Religiösen so oft gegen die Philosophie geäussert wird, weil sie das Absolute systematisch aufheben zu wollen scheint. Die Anerkennung des Göttlichen ist das innerste Leben der erwachten Vernunft, und eine Philosophie, die mit dem Diagoras bekennen würde: „ob Götter sind, weiß ich nicht;“ müßte eben darum den Unwillen aller erregen, die ein Göttliches anerkennen, ohne sich von den Stufen Rechenschaft zu geben, auf welchen die Natur zur Gottheit emporsteigt. Religion ist Anerkennung des Göttlichen durch das Gefühl; Phi-

losophie die Anerkennung eben desselben durch die Vernunft; Religion und Philosophie können sich daher nie bekämpfen, sondern nur ergänzen, indem die Religion die Einheit der Philosophie zur lebendigen Anschauung bringt; wobey sie von der Phantasie Erhabenheit und Tiefe erhält. — Eine Erkenntniß, die das Absolute läugnet, repugnirt nothwendig dem allgemeinen menschichen Gefühle.

§. 589.

Wie die erkennende Vernunft von einem ihr entsprechenden Gefühle begleitet wird, so auch die organisirende Vernunft, die in der Menschheit, als Innbegriff von Individuen, die Einheit der Idee darzustellen sucht, und die der Sprachgebrauch im eminenten Sinne die praktische Vernunft nennt. Sie ist darinn von der theoretischen (erkennenden) Vernunft verschieden, daß diese die Natur durch alle Stufen geistiger Organisation herauf zum Absoluten der Vernunfterkenntniß hebt, indeß die praktische Vernunft die Idee des Absoluten in der Menschheit darzustellen strebt, daher denn die Idee hierdurch die Stufen des Organismus herabsteigen, und in der äussern objektiven Welt als Bewegung die anderen Individuen erregen muß. Dort wird das Wirkliche idealisirt, hier das Ideale verwirklicht, so weit die Individuen in ihrer Wechselwirkung es darzustellen vermögen. Dieses Streben, die Menschen zur Menschheit zu organisiren, wird auch von einem Triebe erregt, und von einem Gefühle begleitet, das über die Tendenz zum Absoluten in der Thätigkeit nach aussen ein Urtheil spricht, auch ehe noch

die erkennende Vernunft die Gründe der Entscheidung vor sich hinlegt. Dies ist das moralische Gefühl, ein Bewußtseyn eines durch die Tendenz der äussern Thätigkeit für oder gegen das Absolute afficirten Zustandes. Es herrscht ganz ohne Zweifel in dem Organ der Seele, und wirkt so kraftvoll auf den ganzen Organismus, daß von seinem Schmerze sogar der Lauf des Blutes gegen das Organ der Seele auf ein Moment zurückgedrängt wird, und auf der gefäßreichen Gesichtsfläche des Fehlenden sich die holde Schaam, die Wächterinn der Tugend verbreitet.

§. 590.

So sind die beiden Extreme: Vernunft und Phantasie, mit ihren Produkten und Gefühlen ganz bestimmt entwickelt, und wir haben jetzt nur noch das Produkt der vollkommensten Neutralisation beider Faktoren des Unendlichen als letzte Gränze unserer Untersuchung aufzuzeigen. Wir fügen demnach den Sätzen in §. 571 und 587 noch folgenden synthetischen hinzu: 3) Vollendete Organisation und Wahrheit mit Tiefe und Erhabenheit des Produkts vereinigt machen den Charakter der Neutralisation der Faktoren des Unendlichen, die Schönheit, aus. Es ist sogleich aus diesem Satze klar, daß es keine höhere Schönheit geben könne, als (wie Plato sagt) das Universum selbst, den Umfang alles Stoffs und aller Gesetzmäßigkeit; daß aber auch, da das Ganze kein Gegenstand unserer Anschauung ist, einzelne Theile desselben, wie z. B.

der gestirnte Himmel, für uns nicht die höchsten Schönheiten seyn können, (wie Plato ebenfalls behauptet), indem sie mehr für unsere mathematische Erkenntniß, als für unsre vergleichende Anschauung zugänglich sind. Die genaue Ausführung der organischen Gesetze durch die Sphäre mag Bewunderung erregen, ihre ungeheure Extension mag das Gefühl des Erhabenen einflößen; aber höchste Schönheit ist (für uns) nur die vollkommenste Organisation, deren ganze Anschauung klar vor unsern Augen liegt, die Organisation der Vernunft in der menschlichen Bildung. Wenn nun die Geschlechter sich entgegengesetzt sind, so müssen auch die Faktoren der Schönheit sich an beide vertheilen, so daß dem einen Geschlechte kräftige Erhabenheit, dem andern reiche Weichheit zu gute kommt, und die höchste Schönheit muß also auch bey keiner Bildung von entschiedenem Geschlechte gesucht werden. Des Jünglings Bildung, die noch zweydeutig zwischen Mann und Weib schwankt, des Mannes Kraft verhehlt, ohne des Weibes Fülle ganz zu haben, wird das Ideal der Schönheit uns am wahrsten darstellen, und vielleicht erklärt sich daraus die Knabenliebe edler Griechen.

§. 591.

Jede Neutralisation ist ein Magnet, in welchem zwar die Pole von Cohäsion umfangen sind, aber leicht die Neigung, sich zu trennen, äussern, sobald sie nur von ferne her erregt werden. Selten gedeiht die Schönheit rein, ohne daß nicht eine überwiegende Extension sie ins Erhabene, oder eine reichere Fülle sie ins Reitzende zöge,

wodurch sie auf der einen Seite von der philosophischen Vernunft, und auf der andern von der Sinnlichkeit abhängig wird, indeß die reine Schönheit sich nur an den unbefangenen Sinn zu richten hat, der die Neutralisation der höchsten Gegensätze fühlt, und den wir als eine besondere Seite des allgemeinen Vernunftsinnes den ästhetischen nennen.

§. 592.

Wenn die Vernunft durch ihre eigne Kraft getrieben wird, im Erkennen oder im (moralischen) Handeln ihre Ideale darzustellen, so muß auch, da sie Eins und ungetheilt ist, ein gleicher Trieb die Darstellung (Objektivität) des Schönen suchen. Dieser Trieb kann nur da vorhanden seyn, wo Vernunft und Phantasie zur gleich vollkommenen Organisation gelangt sind, welche Stufe wir nothwendig als der Menschheit höchste Stufe anerkennen müssen. Was dieser höhere Mensch in seinem geistigen Organe geistig anschaut, nennt die Sprache Ideal.

§. 593.

Die Objektivirung dieser Ideale wird sich wohl zunächst an das Organ wenden, in welchem des Menschen ganzes Innres objektiv wird — die Sprache, und dann ist der darstellende ein **Dichter**; sie kann sich aber ausserdem an jede Thätigkeit nach aussen wenden, die als Sensation ins Innere zurückkehrt, und einer organischen Vielheit empfänglich ist. In diesem Falle heißt der Darstellende ein Künstler überhaupt, und der Rang seiner Kunst

muß in demselben Verhältnisse stehen, in welchem der Sinn, für den er darstellt, mit der Sprache, als unmittelbarer Objektivität der innern Thätigkeit, steht. Wir haben die Tonsprache zur Schrift erhoben, die für das äussere Auge und das innere Ohr zugleich erscheint, und dadurch den Vorzug der Bewegung mit dem der sicheren Organisation vereint, Vollkommenheiten, welche an die äussern Sinne des Auges und des Ohrs nur einzeln sich vertheilen. Da nun die andern Sinne noch minderer Objektivität sich erfreuen, als die beiden höhern, so hat die Darstellung in der Sprache den höchsten Vorzug, und die Darstellungen für einzelne Sinne stehen ihr weit nach.

§. 594.

Den Künsten präsidirt demnach die Dichtkunst, als die Kunst der Sprache, und ihr folgt unmittelbar die Kunst der Farben und Gestalten, als die fähigste nach jener, organisirte Vielheit darzustellen. Die Kunst der Töne trennt schon nicht so scharf mehr Farbe und Bewegung, und die Kunst des Mimen, der sein ganzes Wesen an die Kunst hingiebt, hat zwar die Mannigfaltigkeit des Wechsels und der Ruhe für sich, aber auch die schnellste Flucht des Ganzen seiner Darstellung, bey der sie kaum als Kunst erkannt wird. Dies sind die Künste sämmtlich, denn es giebt nach der Dichtkunst nur die Dreye: Mahlerey, Musik und Mimik, die übrigen, die sonst bekannt sind, können nur von jenen abgeleitet werden. So ist z. B. die Tanzkunst ein Theil der Mimik, die Plastik ein Theil der Mahlerey u. s. w., welche Unterabtheilungen der Künste aber nicht sowohl nach der

Verschiedenheit des Stroffes, in welchem der Künstler sich ausdrückt, als vielmehr nach der innern Verschiedenheit der Darstellungen selbst unter dem Schema der Trias zu machen sind. Wir haben hier zwar keine Theorie der Künste zu liefern versprochen, doch mag eine Uebersicht aller Künste nach jenem Schema wohl hier stehen, um zu zeigen, wie zwanglos sich unser Begriff der schönen Kunst im Detail durchführen ließe.

Alle Kunstdarstellung kann nur in Bewegung oder Ruhe versiren, und es lösen sich daher alle Künste in drey auf, je nachdem der eine oder andere Faktor herrscht, oder beide neutralisirt sind. Also

Bewegung — Ruhe
Tonkunst — Malerey
Neutralität
Mimik.

Eine vollkommene mimische Darstellung muß eben sowohl den Gesang, als die lebendige Plastik, die Gebehrdensprache, vereinen, und aus der Idee einer solchen Mimik ist auch wohl die Oper entstanden. — Derselben Organisirung getreu theilt sich die Tonkunst in

Rhythmus — Harmonie
und
Symphonie,

die Malerey in

Zeichenkunst — Plastik
und
Malerey,

wo nämlich Zeichenkunst blos als Kunst der Umrisse, Plastik als Kunst der körperlichen Umrisse genommen wird, und die Malerey als Farbenkunst durch Schattirung und Farbe das Körperliche, durch Umriß aber die Gestalt nachahmt, also jene beiden Künste synthetisch vereinigt. — Eben so theilt sich die Mimik in

Tanzkunst Gebehrdenkunst

und

Schauspielkunst,

wo die erste als Kunst der Bewegungen und Stellungen, die zweyte als physiognomische Kunst mit Einschluß der Declamation, und die dritte als vollkommenste Synthesis jener beiden betrachtet wird. Auf ganz ähnliche Weise findet sich eine Theorie der Dichtungsarten.

§. 595.

Das Spiel einer schönen Kunst schwebt zwischen den Gegensätzen des Sinnes, für welchen sie sich darstellt, hin und her, es ist also gar kein Zweifel, daß nicht auch der Geschmack und Geruch einer wahrhaft ästhetischen Kultur fähig seyn sollten, indem sie theils von ihren Objekten nicht unmittelbar berührt werden (wie wir in der Theorie der Sinne gezeigt haben), theils aber auch ihre vollkommen getrennte Gegensätze haben, wie Auge und Ohr. Nur das Gefühl, als dessen Pole nicht getrennt sind, und das den Gegenstand sich unmittelbar einverleibt, ist keiner Objektivität, also auch keiner ästhetischen Kunst fähig, und die Kunst des Geschmacks würde an Objektivität allerdings einer Kunst des Geruchs nachstehen, weil

der Geschmack dem Gefühle weit näher verwandt ist, als der Geruch.

§. 596.

Es ist klar, daß die Anlage zur Dichtkunst auf einem Gleichgewichte der Vernunft und Phantasie, also auf einer harmonischen Organisation überhaupt beruhe, und daß das Kunstwerk des Dichters eben darum mit der Tiefe des Stoffs höchste organische Form vereinigen müsse. Daraus erhellt auch, daß dem Dichter in der Welt um sich her ebenfalls die Harmonie der Organisation und die unendliche Tiefe klar objektiv werden müsse, weil (wie unsere frühere Untersuchung bewies) die Welt uns in eben dem Grade sich aufthut, als wir uns selbst objektiv werden. Da ferner die harmonische Organisation des Dichters eine Nothwendigkeit seiner Natur ist, so erhellt, daß es in seinem Vermögen nicht stehe, die Idee von dem Ideale zu trennen, und philosophisch zu organisiren, oder formal für das Handeln ausser sich hinzustellen, eben so wenig als er vermag, die Unendlichkeit von der Organisation befreyt in der Erhabenheit des Schwärmers mitzufühlen; daß also vielmehr der Dichter über sich keine Form, unter sich keinen Stoff anerkenne, sondern vollendetes Leben aus sich selber hervorgehen lasse.

§. 597.

Da das Wesen ästhetischer Kunst in dem indifferenten Ausdrucke der Universalität und Unendlichkeit einzig besteht, so ist auch jeder andere Künstler ein Dichter in

seiner Art. Daß der Musiker nicht überhaupt Dichter ist, erklärt sich blos daraus, daß dies vollkommene Gleichgewicht der Organisation, welches den Dichter verherrlicht, bey dem Tonkünstler nur in dem äussern und innern Gehörsinne (Ohr und Phantasie) zur Vollendung gediehen ist. Auf diese Art wird es begreiflich, wie der Virtuose übrigens ein verächtlicher Mensch seyn kann, so sehr die Natur auch für sein äusseres und inneres Ohr alles gethan hat. Das Genie des Malers setzt schon höhere Kultur des Charakters voraus, als das Genie des Tonkünstlers, weil das Auge, wie wir wissen, eine höhere geistige Beziehung hat, als das Ohr. Daher wird man den Tonkünstler gefühlvoll, den Maler voll tiefen und richtigen Urtheils erkennen.

§. 598.

Die Anlage zur Kunst überhaupt heißt Genie, und da sie ein Werk einer glücklichen Organisation ist, so wird allerdings der Dichter nur gebohren. Aber da jede Anlage beschränkte Kraft ist, welcher nur Reitze fehlen, um die Schranken zu durchbrechen, so bedarf auch die Kunstanlage einer Entwicklung durch wirksame, und, wenn sie entwickelt ist, einer Kultur durch zweckmäßige Reitze. Je nachdem nämlich die Reitze den einen oder den andern Faktor des Genies vorzüglich treffen, geben sie dem Genie einseitige Polarität, die den Dichter entweder dem Philosophen nähert, oder dem Phantasten *).

*) In einem rasch wechselnden Erscheinen des philosophischen und des phantastischen Dichters besteht der Charakter von Jean

§. 599.

Die Darstellungen der Poesie in der Sprache sind das, von dem wir oben einmal sagten, daß es nicht blos in todter Schrift aufbewahrt, sondern mit lebendiger Stimme deklamirt werden müsse, weil es an dem ganzen Menschen sich wende. Eben darum muß auch der Dichter seiner Sprache die höchste Vollommenheit geben, die dadurch zu erhalten ist, daß die Sprache nicht nur als Sprache die höchste Organisation hat, sondern anch als Ton Objekt der ästhetischen Kunst wird. Die Kunst des Tons ist Musik, und die Sprache des Dichters muß von der Musik so viel annehmen, als sie zu fassen vermag, ohne ihre Hoheit als Sprache zu verläugnen. Sie borgt also von der Tonkunst den Rhythmus, und ahmt in diesem noch durch eine Entgegensetzung der Laute die Harmonie nach. Der Rhythmus eines Gedichts ist das Sylbenmaaß, seine Harmonie (im musikalischen Sinne) ist der Reim, dessen Schönheit nicht in dem Gleichlaute der Sylben, sondern in der Correspondenz der verschiedenen Reime besteht, durch welche die Gleichlaute von einander entfernt werden. Die Kunst des Reims besteht eben daher nicht in seinem Einklang, wie bey den Knittelversen, sondern in seinem wechselnden Zusammentreffen und Getrenntseyn, wie in der Ottavarima u. a.

Pauls Werken; doch hat in ihnen die musikalische (empfindende) und phantastische Tendenz über die philosophische merklich das Uebergewicht.

§. 600.

Das Produkt aller menschlichen Thätigkeit kehrt wieder als Sensation und geistiger Reitz in das Gemüth des Menschen zurück. Ist nun die poetische Anlage die wahre Wiedergeburt des Universums und das Höchste, was irgend erreichbar ist, so ist sie auch ursprüngliche Bestimmung des Menschen, und alle Produkte des Genies sind Mittel, ihn dieser Bestimmung entgegen zu führen. Anschauung von Kunstwerken ist also wesentliches Erforderniß der höhern Kultur, und der Staat als Kulturanstalt soll die Künste in heiligen Schutz nehmen. Laß auch die Kraft in einem Gemüthe Großes erringen, so schweifen die Gedanken doch erdwärts, sobald die Kraft nur etwas ermattet. Wo die Grazien nicht herrschen, da ist Rohheit auch dem hohen Gemüthe gefährlich, und der Staat, der die Künste nicht ehrt, wird bald die ungezügelte Kraft fürchten, die ihn erschüttert.

Register.

A.

Abstraktion §. 498
Actio in distans 23
Adhäsion 26. 116
Aesthetischer Sinn 591
Affekt 435
Anschauung 507. 508
Anziehung 14. 25. 26
Artikulation 306. 459
Assimilation 331 — 333
Athmen 362 — 365
Athmosphäre 94—98. 122. 123
Atomistik 64
Auflösung 112. s. Krystall.
Ausdehnung 9. 464
Ausdünstung 300. 316. 354

B.

Begehrungsvermögen §. 513
Begriff 496
Bewegung 19 — 23. 33. 214 fg. 251 - 253. 275. 372. 373
Bewegungsfähigkeit und Pflanzen 541. 343
Bewußtseyn 540
Blätter der Pflanzen 291. 300 314 — 318

Blumen 315
Blut 367
Brechung des Lichts 182. 183. 197
Bruch der Metalle 38

C.

Caussalität §. 470. 504.
Centralbewegung 52—68
Chemie 497. 498. 499
Chemische Anziehung 25. 26
— Prozesse 153
Chylus 367
Cohäsion 28. 73. 216. 495
Communikationsröhren 266—270

D.

Desoxydation §. 98. 280 fg.
Diagonale 36. 254
Dimension 9—12. 228
Dorn 318
Dreyeck 36. 254
Drüsen 359
Durchsichtigkeit 78. 98. 174
Durst 357

E.

Egoismus §. 522. 523.
Ehe 585
Einbildungskraft 494
Einfachheit der Stoffe 154
Einheit 534
Elektrizität 124. 126-162. 198
Elemente, vier 84. 95. 101.
Empfindung s. Sensibilität.
Erhabene, das 570. 587
Erkenntniß 505
Expansion und Contraktion 37. 98

F.

Fall der Körper §. 251. 252
Farbe 184—196. 279. 300
Festigkeit 68
Figur 31. 34. 37. 73. 288. 536
Klangfigur 234—239. 580
Lichtenbergische 35. 198
runde 13
Flüssig 68. 70. 265—270
expansibel 271
Fötus, dessen Ernährung 355. 361
Freundschaft 520. 484
Freyheit 574 fg.
Funken, elektrische 198

G.

Galle §. 366
Galvanismus 127. 136. 151. 152. 155—162
Gas 124 (Note)
Gährung 338
Gedächtniß 313
Gefühl, geistiges 467—469
Geistig 524
Generatio aequivoca 335. 337. 443. 444
Genie 598
Geruch der Pflanzen 315

Geschlecht 371. 386. 590
Geschlechtstheile d. Pflanzen 320. 321
Geselligkeitstrieb 485. 486. 520
Gestalt, dendritische 289. 290. 304
Gesundheit 403
Gewissen 575
Gifte 411. 412
Glückseligkeit 512
Gravitation 27. 499

H.

Haarröhrchen §. 336
Hebel 258. 259
Heilkunde 422
Herz 349—354. 356. 434
Hirn, großes 381. 423. 424
kleines 487. 502
Hunger 357
Hypotenuse 36. 254. 255

J.

Ideale §. 592
Idealität und Idee 529 fg.
Infusionsthierchen 336. 337
Instinkt 471
Irritabilität 349. 350 s. Reitz.

K.

Kalien u. Säuren §. 101—104 114 fg.
Kohlenstoff 84. 85. 97. 292 (Note).
Krankheit 417. 418—420.
Kreisbewegung 36
Krystalle 35. 71. 105—114.
Krystallisationswasser 112
Kunst, schöne 593—600
Kunsttriebe der Thiere 472—477.

L.

Lachen §. 482. 564.
Länge und Breite 9. 10. 35.
Leben 94. 297. 298. 406—408
Lebenskraft 419
Leidenschaft 435.
Licht 59. 60. 72. 173—212. 276—279
Liebe 521. 584. 585
Logik 497—499
Lunge 356. 362

M.

Magnet §. 24 fg.
Magnetismus 163—169. 244
thierischer 376
Mathematik 32. 537 und
Philosophie 537. 538
Mechanik 275
Meer und Meersalz 121
Metalle 94. 101. 239
— Vegetation derselben 291
Meteore 124 (Note)
Mittheilung, elektrische 142. 144
Monde 59

N.

Nachtwandler §. 442. 510. 511
Naturphilosophie 532. 533
Nebel 124 (Note)
Nerven s. Sensibilität.
Nervenknoten 359
Neutralisation 93. 119

O

Organismus §. 470. 504
Oxydation 97. 98. 206.
Oxygen s. Sauerstoff.

P.

Pendul §. 260 — 262
Perpetuum mobile 275
Pflanzenphysiologie 289 — 347
Pfortadersystem 355. 356
Phantasie 525 fg. 568 fg. 587
Philosophie 530 fg.
und Mathematik 537. 538
Physiognomik 543 — 567
des Dr. Gall 502
Planeten 52. 53. 55
Poesie 593. 596. 599
Polarität 142. 143. 196
des Lichts 183 — 193
Potenz 536
Produktion 67. 68
Pythagorischer Lehrsatz 254. 255
Zahlensystem 40

Q.

Qualität §. 40. 62. 63. 73. 81. 117

R.

Raum §. 496. 503. 508. 524
Reflexion d. Lichts 173 — 182
Regen 124 (Note)
Reitz und Reitzbarkeit 249. 278. 306. 374. 408 — 412
Religion 573. 588
Reproduktion 67. 68
Rotation 54. 55

S.

Saamen der Pflanzen §. 327
Salze 94. 105 — 114
Sauerstoff 81 — 86. 100
Schaam 482. 589
Schicksal 577. 578
Schlaf der Pflanzen 302. 303. 312.
thierischer 413 — 416. 441
magnetischer 442
Schmerz 421. 467. 562
Schnee 107 (Note).
Schönheit 5. 6. 569. 590
Schriftsprache 580 — 583
Schwärmerey 509
Schwere 13. 15. 499
Schwerpunkt 13. 16. 251. 264.
Schwingung 222. 223
Schwingungsknoten 225. 232
Sensation 401 — 406. 427 — 431
Sensibilität 374 fgg.
Sensorium commune 427 — 431
Sinne, äussere, physikalische
Geschichte ders. 386 — 394
Theorie ders. 382 — 385. 395 — 400. 436
— — geistige 541 fg.

Sonne 52. 58. 211
Speisekanal 367
Sphäre 51. 278
Spektrum, neutonisches 200
Sprache d. Thiere 484. 485. 514
durch Gebehrden 486
menschliche 516 fg. 480
Sprachlehre, allgemeine 517 fg.
Staat 572 fg. 600
Stickstoff 84. 85. 97. 100. 287 (Note)
Stimme 365. 483. 484
Stoffe, einfache 39
Stufenfolge d. Wesen 443 - 450
Styl 581
Succession 464. 470

T.

Thau §. 124 (Note)
Theodicee 575
Thierische Natur 349 fgg.
Ton 239 — 243. 384. 390
Tragödie 577. 578
Transscendentalphilosophie 532. 533
Traum 437 — 441. 510. 511
Tremella Nostoc 340
Triebe 434. 435. 485

U.

Universum §. 526 fg.
Urtheil 496
Urtheilskraft 494. 495

V.

Vergnügen §. 467
Vernunft 525 fg. 568 fg.
praktische 589
Vertheilung, elektris. 143. 144
Verwandtschaft, chemische 87 — 92
Vorstellungsvermögen 465 — 468. 488 fg.

W.

Wachsthum §. 295. 296. 342
Wärme 74. 75
Capacität 79
Leitung 79
Wasser 100. 118 — 123. 287 (Note). 334. 336. 345
= Dampf 124 (Note)
= Stoff 81 — 86. 100
= Zersetzung 120-125. 302 fg.
Wechsel organis. Materie 298
Weinen 482. 564
Wellenlinie 36
Wille 574
Willkühr 515. 522
Winkel 253 — 256
Wissenschaften 523
Wurzel der Pflanzen 303. 328

Z.

Zahl §. 496. 536
Zeit 496. 503. 508. 524
Zellgewebe 360. 367
Zeugung d. Pflanzen 321 — 326. 368
der Thiere 368. 369
Zweifel 506
Zweckmäßigkeit 474. 569

Staatliche Bibliothek Bamberg

*

* *

Von dem Verfasser sind in demselben Verlage noch folgende Schriften erschienen:

Theorie der Wärme und des Lichtes. 1802. 8. 10 Gr.

Philosophie der Erziehungskunst. 1803. 8.

In der ersten dieser Schriften giebt der Verfasser eine reine dynamische Construktion der Erscheinungen der Wärme und des Lichtes, und in der letztern wird auf eine Theorie der Entwicklungsstufen der Menschheit eine Kritik der möglichen Erziehungsmittel und Methoden gegründet.

Druckfehler.

In S. 10. Z. 13 lies: vereinigen statt: nur einigen.
S. 25. Z. 3 l. Continuität st. Cotinuität.
— 27. — 19 l. vorhergegangener st. vorgegangener.
— 32. — 8 l. in welchem alle st. in welchem Falle.
— 35. — 6 l. cohäsiven st. Cohäsion in
— 42. — 3 von unten lies Umfang st. Anfang.
— 43. — 1 von oben l. gilt statt giebt.
— 50. — 13 l. sind denn auch hier u. s. w.
— 50. — 19 l. also st. als.
— 51. — 5 l. construirbar ist, st. constituirbar.
— 66. — 13 l. Identität, st. Idenität.
— 69. — 5 l. Dyadik st. Dyatik.
— 69. — 7. 8. l. Sauerstoff und Wasserstoff, st. Kohlenstoff und Wasserstoff.
— 81. — 16 setze man nach Intensität noch: des Verhältnisses.
— 82. — 23 l. Abhängigkeit st. Unabhängigkeit.
— 92. — 19 lies: sie st. hie.
— 98. — 15 l. jede Säure st. jede saure.
— 99. — 10 l. dieser würde, st. dieses würde.
— 99. — 18 l. So ist st. sie ist.
— 102. Note l. ein st. im.
— 105. Note, muß Anzahl weggestrichen werden.
— 120. Z. 14. l. verlangt st. verpflanzt.
— 125. — 6. l. Der isolirte Leiter st. das Leiten.
— 128. — 6 und 8 l. — E statt + E
— 132. — 2 l. den st. denn.
— 133. — 1 v. unt. l. unter statt ausser.
— 139. — 1 v. ob. l. der einfachen, st. des.
— 139. — 9 v. ob. l. ZWS st. ZSW.
— 140. — 11 l. hervorgebracht wurde, st. hervorbrachten.
— 143. — 11 ist der Punkt nach: nicht wegzulassen.
— 144. — 22 l. eine st. eins.
— 154. — 7 l. abgeleiteten st. abgebildeten.
— 158. — 3 l. Vernichtung st. Verrichtung.
— 159. — 3 l. Reflektoren, st. Reflexionen.
— 160. — 15 l. Stufen, st. Sufen.
— 168. — 6 l. des Lichts st. das Licht.
— 169. — 17 und 18 ist die ganze Parenthese wegzustreichen.

S. 171. Z. 7 l. Lichtindifferenz st. Luftindifferenz.
— 175. — 17 l. jede Synthesis st. ihre Synthesis.
— 179. lezte Zeile l. Qualitätsveränderung.
— 180. — 7 l. verändern st. verändert.
— 183. — 3 v. u. l. continuirlich st. cortinuirlich.
— 234. — 14 v. ob. l. im Verhältniß, st. ein Verhältniß
— 244. — 22 l. wie der st. wieder.
— 261. — 20 l. Doutrepont st. Dautrepont.
— 263. — 3 l. oxydirten st. oxydirenden.
— 294. — Note, l. zurücksehnen, st. zurücksehen.
— 298. — 5 l. denkbar st. dunkler.
— 305. — 8 l. Thuns st. Ruhms.
— 316. — 18 l. genannten st. sogenannten.
— 317. — 11 l. sinnlich st. sämmtlich.
— 339. — 10 l. decarbonisirenden st. carbonisirenden!
— 359. — 1 l. und so schwache.
— 377. — 3 von unten müssen in der Parenthese die Worte: drey ganzen, weggestrichen werden.
— 380. — 6 l. unterscheidet st. unterscheiden.
— 397. — 9 l. Kohlensäure st. Kohlensäre.
— 401. — 5 l. die Schranken nie überschreiten.
— 436. — 21 l. die ganze Spontaneität auf die Thätigkeit der Sensibilität beschränkt.
— 438. — 13. Bewegung st. Bewigung.
— 475. — 15 l. gefühlten Verhältnisse st. Hindernisse.
— 481. — 2 v. u. l. obgleich st. daß.
— 483. — 19. v. ob. l. der Organismus st. den.
— 486. — 21. l. mußten st. müßten.
— 487. — 19 ist das Wort: nach wegzustreichen.
— 492 — 17 l. zusammengefaßt st. zusammenfaßt.
— 525 — 1 von unten in der Note l. Entfaltung st. Enthaltung.
— 544. — 9 der Note l. Behandlung und äußern Bezeichnung.
— 547. — lezte Zeile l. Einleitung st. Anleitung.
— 551. — 18 l. anheimfällt st. einfällt.
— 563 — 1 l. was die Schnauze verschlingen soll.
— 571. — 19 l. und zwar wirken u. s. w.
— 575. — 3 l. nach den Zügen der Eltern bilden u. s. w.
— 588. — 16 l. Umgang st. Umständen.
— 607. — 4 l. an den ganzen Menschen u. s. w.
Ueberall ist Atmosphäre zu lesen st. Athmosphäre.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Von der Natur der Dinge

Bd.: [3]

[1803]

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB N 86(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421262-0